GEMEINWOHL

BDA 4.19

GEMEINWOHL

INHALT

4 Ein Wort voraus
Monica Hoffmann

6 Gemeinwohl
Alexander Grau

9 Raumfindung als gesellschaftliche Veranwortung
Hartmut Niederwöhrmeier

13 Monopoly
Irene Meissner

15 Die Geister eines Don Quixote
Erwien Wachter

19 Möglichkeiten und Potentiale
Andreas Grabow

21 Für jeden oder für alle?
Cornelius Tafel

24 Gefangen im Jetzt
Hans Schuller

25 Mittendrin
Monica Hoffmann

29 Architektur und Liebe
Rainer Kriebel

31 In eigener Sache

32 Vom Bauen

35 Brisant

40 Sieben Fragen an
Stefan Schlicht

42 BDA

53 Persönliches

55 Lesen – Lust und Frust

57 Randbemerkt

60 Impressum

EIN WORT VORAUS

Seitdem Globalisierung und Neoliberalismus an ihre Grenzen gestoßen sind und ihre negativen Seiten zeigen, wird der Ruf nach Einbindung der gesellschaftlichen Dimension in alle technischen, ökonomischen und ökologischen Entwicklungen immer lauter. In diesem Zusammenhang wird auch gerne der Begriff des Gemeinwohls in die Diskussion geworfen. Obwohl er gar nicht so einfach zu definieren ist. Fasst das Gemeinwohl alle Einzelinteressen einer Gemeinschaft zusammen oder hat es eine ganz eigene Qualität? Wie aber könnte diese dann aussehen? Das würde ja bedeuten, dass es eine Übereinstimmung von Werten und deren Umsetzung innerhalb einer Gemeinschaft oder gar der Weltgemeinschaft geben müsste. Das zu erreichen, dürfte fast aussichtslos sein. Schwierig ist es auch, das Gemeinwohl in die Architektur zu integrieren,

obwohl gerade sie – so Renzo Piano – die gemeinnützigste der Künste ist. Unseren Autoren fällt dazu jedoch eine Menge ein.

Wie Alexander Grau den Begriff des Gemeinwohls auch wendet, er bleibt schwierig, hat aber bemerkenswerte Aspekte – auch in der Architektur (Seite 6). Unsere komplexe Welt sieht Hartmut Niederwöhrmeier im heutigen Bauen nicht widergespiegelt, weswegen er im Sinne des Gemeinwohls für eine vielsprachige Architektur plädiert (Seite 9). Die überraschende Verbindung zwischen Monopoly und Gemeinwohl erschließt der Beitrag von Irene Meissner (Seite 13). Auf der Spurensuche zum Gemeinwohl erkennt Erwien Wachter, dass der Mensch sich da wohl selbst im Wege steht (Seite 15). Einen strengen Blick auf die Architekten hinsichtlich ihres eigenen gemeinsamen Wohls und das der Gesellschaft wirft Andreas Grabow (Seite 19). Anhand zweier Bauwerke in Aachen ergründet Cornelius Tafel den Unterschied zwischen Bauten für die Gemeinschaft und solchen für das Gemeinwohl (Seite 21). Hans Schuller wiederum findet den fehlenden Gemeinschaftssinn in der heutigen Gestaltung des öffentlichen Raums wieder (Seite 24). Wie solidarisches Leben in einer Gemeinde oder einem Quartier auf eher unerwartete Weise gelingen könnte, beschreibt Monica Hoffmann (Seite 25). Rainer Kriebel schließlich überhöht den Begriff und versucht sich gleich mit der Liebe und der Architektur (Seite 29).

Wichtig scheint mir, dass jeder von uns das Gemeinwohl irgendwie im Auge haben sollte und es dabei am besten mit dem Politikwissenschaftler Herfried Münkler hält: „Natürlich kann in einer liberalen Demokratie keiner genau wissen, was das Gemeinwohl ist. Aber es muss so etwas wie ein ‚Als ob' geben."

Monica Hoffmann

GEMEINWOHL

Alexander Grau

„There's no such thing as society", stellte einst Margaret Thatcher fest. Und natürlich hatte Thatcher recht. Es gibt keine Gesellschaft. Eine Gesellschaft ist eine soziale Konstruktion. Mehr nicht. Deshalb auch können Gesellschaften keine Interessen haben, keine Werte und keine Ziele. Und auch das Wohl von Gemeinschaften kann man nicht fördern.

Aber das berühmte Zitat von Thatcher geht noch weiter. Nach der Feststellung, dass es keine Gesellschaft gibt, fuhr Thatcher fort: „There are individual men and women and there are families. And no government can do anything except through people, and people must look after themselves first."

Im Zentrum jeder moralischen oder politischen Überlegung sollte daher das Individuum stehen. Denn Politik rechtfertigt sich letztlich nur über das Wohl des Individuums, und nur mittels Individuen kann Politik überhaupt handeln. Vor allem aber: Eine Gesellschaft oder eine Gemeinschaft ist letztlich nicht mehr als die Summe der ihr angehörenden Individuen. Geht es den Individuen einer Gruppe gut, geht es auch der Gruppe gut. Gemeinwohl ist Einzelwohl.

Klingt einfach. Nur hat die Sache einen Haken: Nicht alle Einzelnen fühlen sich unter den gleichen Bedingungen wohl. Und: Jeder Mensch ist anders. Menschen haben unterschiedliche Vorlieben. Sie haben unterschiedliche Vorstellungen von einem gelungenen Leben. Davon, was es heißt, zufrieden zu sein. Der eine hat ein hohes Sicherheitsbedürfnis, der andere fühlt sich auch unter unkonventionellen Umständen wohl. Der eine benötigt Ruhe, der andere liebt es lebendiger. Der eine braucht mehr Unterstützung, der andere weniger.

Hinzu kommt, dass Menschen nicht nur andere Temperamente und Charaktere haben, sondern dass moderne Gesellschaften zunehmen heterogener werden. Anders als vor 30 oder 40 Jahren können wir nicht mehr von einer unterschwelligen Mehrheitskultur ausgehen. Herrschte bis in die 1970er oder 1980er Jahre hinein zumindest gefühlt der Eindruck eines kleinbürgerlich-liberalkonservativen Grundkonsens in unserer Gesellschaft, so müssen wir uns von diesem Bild zunehmend verabschieden. Individualistische Gesellschaften, in denen Emanzipation und Selbstverwirklichung Schlüsselwerte darstellen, fragmentieren zwangsläufig. Der Grundkonsens – sollte er überhaupt jemals bestanden haben – geht verloren. Werte, Ziele und Ideale der Individuen werden zunehmend unvereinbarer. Sieht der eine in der bürgerlichen Kleinfamilie den Hort seines Glücks und die Basis von Ruhe, Geborgenheit, Wärme und gelungener Partnerschaft, so ist sie für den anderen ein überkommenes Relikt einer patriarchalen, sexistischen und heteronormen Gesellschaft und insofern Sinnbild für Einengung, Intoleranz und Fremdbestimmung. Beide Standpunkte sind im Grunde unvereinbar.

Angesichts dieser Fragmentierung von Lebensvorstellungen wird somit sogar das Konzept eines kumulativ begriffenen Gemeinwohls zunehmend problematisch. Denn wo die einzelnen Mitglieder einer Gesellschaft zunehmend kleinere Schnittmengen haben, ist es schwer, dem Wohl all dieser Einzelnen Genüge zu tun.

Doch ist der Begriff des Gemeinwohls vor diesem Hintergrund überhaupt noch sinnvoll? Wäre es nicht ehrlicher, zu argumentieren, dass der Begriff des Gemeinwohls aus einer Ära stammt, als Gesellschaften noch homogener waren, Staaten sich als autonome Nationalstaaten begriffen und die in ihren zusammengefassten Nationen als Jahrhunderte alte Schicksalsgemeinschaften? Wird hier nicht ein anachronistischer Begriff gebraucht, um unter dem

Denkmäntelchen des Sozialen lediglich Partialinteressen einzelner gesellschaftlicher Gruppen durchzusetzen?

Tatsächlich degeneriert die Phrase vom Gemeinwohl allzu häufig zur Durchsetzung von Anliegen, die mit dem Wohl der Gemeinschaft wenig zu tun haben. Doch der Appell an das Gemeinwohl ist allzu verlockend. Ihm etwas entgegensetzen, ist überaus schwierig. Denn wer einem Anliegen entgegentritt, das zumindest vorgibt, im Sinne des Gemeinwohls zu sein, läuft schnell Gefahr, als unsozial, unsolidarisch und empathielos dazustehen. Das Gemeinwohl ist auch ein Totschlagargument.

Es gibt also gute Gründe der beliebten Plattitüde vom Gemeinwohl kritisch gegenüberzustehen. Doch Kritik bedeutet nicht, Legitimität abzusprechen. Denn natürlich ist es so, dass auch sehr ungleiche Individuen einer Gemeinschaft gemeinsame Interessen haben – und seien diese auch noch so rudimentär. So haben die meisten Menschen guten Willens ein Interesse an der Aufrechterhaltung einer öffentlichen Ordnung und der inneren Sicherheit einer Gesellschaft. Die wenigsten Mitmenschen finden es ersprießlich, wenn der tägliche Gang zur Arbeit oder zum Supermarkt zum Abenteuer wird. Und auch eine gewisse Sauberkeit des öffentlichen Raumes, eine funktionierende Infrastruktur und ein soziales Netz, das nicht zuletzt hilft, Armutskriminalität und sozialen Spannungen entgegenzuwirken, ist vermutlich im Interesse der meisten. So gesehen ist der Begriff des Gemeinwohls sinnvoll, auch und gerade wenn man ihn nicht von der Gemeinschaft her denkt, sondern zeitgemäßer vom Interesse des einzelnen Individuums her.

Brisanter ist in diesem Zusammenhang die Frage aus der entgegengesetzten Perspektive: Wie weit darf ein Individuum verpflichtet werden, die Interessen anderer Individuen zu berücksichtigen? Dass ein Individuum nicht einfach stehlen oder nach Herzenslust randalieren darf, leuchtet noch ein. Aber inwieweit muss es aktiv zum Gemeinwohl beitragen? Muss es überhaupt? Oder reicht es, den Interessen anderer keinen Schaden zuzufügen? Und wo sind hier die Grenzen?

Nehmen wir das Beispiel Architektur. Selbst Privatgebäude sind niemals rein privat. Sie stehen in einem öffentlichen Raum. Ist es also legitim, dass sich Architekten und Bauherrn ihren ästhetischen Idiosynkrasien hingeben oder sollte die Gemeinschaft ganz klare Vorgaben machen, weit über Abstände zu anderen Bauten und Traufhöhen hinaus – auch, wenn das die Freiheit der Betroffenen einschränkt? Sollte die Gemeinde die Fassadengestaltung vorschreiben? Die Farbe? Die Außenmaterialien?

Nimmt man jene Orte und Städte als Maßstab, die sich bei den Zeitgenossen der größten Popularität erfreuen, dann ist die Sache klar: Menschen fühlen sich offensichtlich in einem weitgehend homogenen Historismus

am wohlsten. Deshalb sind die Altbauviertel unserer Großstädte so beliebt. Deshalb fühlt sich der Durchschnittsdeutsche in Italien so schrecklich wohl. Deshalb empfinden wir das Paris des Baron Haussmann als ästhetisches Nonplusultra. Ästhetischen Eskapismus mögen allenfalls Architekturprofessoren und Architekturjournalisten.

Insofern steht die Architektur hier exemplarisch für die Konflikte demokratischer, pluralistischer und postautoritärer Gesellschaften: Gilt den Einen die Dekonstruktion von Sehgewohnheiten als soziales Distinktionsmerkmal und Ausweis von Kennerschaft, so streiten die Anderen vehement für historische Rekonstruktionen und würden Deutschland städtebaulich am liebsten in seinen Vorkriegszustand zurückversetzen. Kompromisse sind hier kaum vorstellbar. Doch letztlich sind Häuser für Menschen da, und Menschen wollen nicht progressiv oder intellektuell anspruchsvoll leben, es soll sich nur gut anfühlen, Geborgenheit stiften und halbwegs praktisch sein. Gemeinwohl in diesem Sinne ist einfach die Orientierung an den Wohlfühlbedürfnissen der Mehrheit. Und die sind, über die beschriebenen Differenzen, Sozialmilieus und Subkulturen hinweg, erstaunlich ähnlich. So problematisch der Begriff des Gemeinwohls sein mag: so etwas wie ein ästhetisches Gemeinwohl gibt es anscheinend doch.

RAUMFINDUNG ALS GESELLSCHAFTLICHE VERANTWORTUNG

Hartmut Niederwöhrmeier

In den letzten Jahren hat sich die Architektur in die entgegengesetzte Richtung der Individualisierung bewegt. Rationalität, Vorfertigung, Standardisierung und gesetzliche Anforderungen führen zu Verallgemeinerungen und Angleichungen. Building Information Modeling führt zunehmend zu einer vernetzten Planung, Ausführung und Bewirtschaftung von Gebäuden. Die Palette der Bauprodukte konzentriert sich tendenziell auf wenige. Das Produkt wird zu unflexibel, passt sich individuellen Bedürfnissen kaum noch an. Diese Entwicklung ist gegenläufig zu dem globalen Trend zu einer stärker individualisierten Gesellschaft. Wir müssen zunehmend ein Weniger an Vielfalt konstatieren – das gilt nicht nur für Apfelsorten und Insekten. Warum ist das so? Ertragen wir keine Vielfalt? Scheuen wir Diversität und unterschiedliche Lebensentwürfe? Ist uns die Welt zu uneindeutig? Ist alles zu komplex? Mangelt es an der Ambiguitätstoleranz des Einzelnen? Mag alles sein. Wen wundert es: Verstädterung, Mobilität, Globalisierung, Verkehr, Landwirtschaft, Klimawandel, Konzerne, gierige Investoren,

betongewordenes Kapital usw. strapazieren unsere Bereitschaft und auch unser Vermögen, die Probleme tiefer zu durchdringen. Emotionalität und Verrohung greifen Raum.

Ein oberflächliches Interesse reicht oft vielen aus, um sich eine Meinung zu bilden. Unsere Welt ist so unübersichtlich, da bleibt uns selten anderes als eine Meinung. Dann stehen schnell Begriffe im Raum, die eher Fragen verschleiern als beantworten. Meinungsbildung setzt aber Wissen voraus. Wird zudem die Geschichte ausgeblendet, fehlen die Voraussetzungen für ein besseres Verständnis der Gegenwart. Die aktuelle Debatte über „rechte" und auch „linke" Räume macht deutlich, wie schnell mangelnde Präzision das Klima für eine dringend notwendige Debatte vergiftet (Dankwart Guratzsch u.a.).

Öffnen wir uns dagegen der Komplexität der Architektur, lieben wir zu fragen, den Dingen auf den Grund zu gehen, erkennen wir das Mehrdimensionale, das Vielfältige und voneinander Abhängige. Die Geschichte lehrt uns: die Epochen unterliegen einer Pendelbewegung. Nach der differenzierten, komplexen, dann leider bis ins Unverstandene und Chaotische abdriftenden Architektur nach den Achtundsechzigern schlug das Pendel um in die „Neue Einfachheit" (Vittorio Magnago Lampugnani). Das ging einher mit dem Einzug der digitalen Welt in die Architektur, begleitet durch die Neigung zu stereometrischen Körpern unter energetischen Aspekten. Die einfachsten Formen prägen die Anfänge digitaler Darstellung. Neue Programme generieren neue Formen. Komplex – aber eindeutig definiert und nachvollziehbar – lediglich differenziert im Rahmen des Programms. Die Kräfte des Denkens verlagern sich auf das „Wie" und entziehen sich dem „Warum". Architektur und Haltung werden von Architekten kaum noch erklärt. Städtebauliche „Setzungen", einfache und zusammengesetzte Baukörper, hilflos gerasterte bis dekorhafte Fassaden, vermeintlich dauerhafte Materialität und fragwürdige Rekonstruktionen – kein Wunder – der Aufschrei und Disput über „rechte" Räume darf uns eigentlich nicht wundern. Er ist vorgezeichnet gewesen – gerade unsere eigene Geschichte um 1930 lehrt uns das.

Eine stark vereinfachte Architektur kann durchaus ein Gebäude schaffen, das in der Nutzung erfolgreich ist und einprägsam aussieht. Es ist jedoch langweilig für ein Lebensprogramm und zuweilen gefährlich, weil es eindimensionales Denken fördert. Gut, dass wir das rechtzeitig erkennen und ungute Einwirkungen decouvrieren (arch+ 235). Wie nah sind da nicht wenige Architekten mit ihrem Schaffen in Analogie zu den rechten Kräften in der derzeitigen Parteienlandschaft geraten! Es gibt zwar keine Architektur, die per se neofaschistisch ist, es gibt aber durchaus eine Architektur, die zum Beispiel dem rechten Denken Raum gibt. Schwierig zu beantworten ist nun die dringend zu stellende Frage nach Ursache und Wirkung.

Architektur ist Ausdruck von Ort und Gemeinwesen. Architektur spricht. Jede Epoche ist geprägt von ihrer Gesellschaft und ihrem Ausdruck im Geschriebenen wie im Gebauten, welches ihren Sehnsüchten und Obsessionen eine Form gibt und kommenden Generationen Inhalte vermittelt. Es ist unmöglich, Form und Inhalt zu trennen. Architektur ist eine vielschichtige Materie. Fragen, Forschen und Wissen sind Voraussetzung für das Erkennen von Komplexem. Individualisierung und Vergemeinschaftung in der Architektur führen zu mehr Lebensnähe und damit auch zu neuen Lebensräumen, die einen Ausgleich und einen Mehrwert schaffen zwischen dem individuellen <und dem gemeinschaftlichen Raum. Kersten Geers fordert (in Brüssel, im Herzen Europas): „Die Obsession mit Quadraten aufgeben." Und weiter: „Türen loswerden, Fassaden loswerden!" Haben das nicht schon die Protagonisten vor hundert Jahren proklamiert? Es ist klar – alte Hoffnungen und Ziele sind nicht auf eine Gesellschaft übertragbar, die sich verändert hat. Und Niklas Maak konstatiert im selben Atemzug: „Schluss mit eckig – mehr Gebäude in der Form von Kreisen und Donuts". So ist das mit dem Pendel! Zum Glück steht die Zeit nie still. Eine neue Komplexität steht vor uns. Raus aus dem postmodernen Fegefeuer der falschen Einfachheit und der Eitelkeiten! Weniger Ego – mehr Wir. Weniger linearer Einweg als vielmehr ein komplexes System von Kreisläufen, individualisierten und wiederverwendbaren Elementen im Sinne eines offenen statt eines geschlossenen Systems, das keine oder wenige Beziehungen zur Umwelt aufweist, die Vereinfachung sucht und sich der Vielschichtigkeit verwehrt.

Offene Systeme im architektonischen Sinn sind üblicherweise komplexe Systeme. Sie sind aus zeitgemäßen Komponenten zusammengesetzt, die gegeneinander abgrenzbar und relativ selbstständig sind – nicht zu verwechseln mit der auslaufenden Postmoderne, die historische Repliken zitiert und wandelt und an Massivfassaden herumwerkelt. Die neuen Komponenten verwehren sich einer Vereinheitlichung. Die Trennung von Elementen schafft eine Hierarchie zwischen den Komponenten der Architektur. Robert Venturi schlägt vor, dass jedes Teil seinen Platz in der Architektur hat und für die Komplexität anerkannt werden sollte, indem die Architektur als Ganzes angesprochen wird: „Komplexität und Widerspruch versus Simplifizierung und Flucht in das Pittoreske".

Auch moralische Haltungen und politische Positionen sind im Zuge der ständig fortschreitenden Globalisierung schwieriger zu verwirklichen. Schnell tangieren Problemlösungen transnationale und globale Interessen. Es bedarf also primär einer Haltung, die humanitäre Werte und die Verantwortung gegenüber der Natur an die erste Stelle setzt und die Frage nach der Art und Weise eines zukünftigen Zusammenlebens im Sinne des Gemeinwohls stellt. Neben dem verantwortungsbewussten Umgang mit den natürlichen Ressourcen ist mindestens genauso wichtig die bessere Nutzung des Raums und die Förderung einer neuen Gemeinschaft.

Akzeptanz und Toleranz statt Ablehnung sind notwendig, um offenen, zukunftsfähigen und komplexen Räumen für zukünftige Gesellschaften eine Gestalt zu geben. Das liegt in der Verantwortung der Architekten für die Gesellschaft. „Endlich sei noch gesagt, dass die Beständigkeit, das Ansehen und die Zier eines Gemeinwesens am meisten des Architekten bedürfe, der es bewirkt, dass wir zur Zeit der Muße in Wohlbehagen, Gemütlichkeit und Gesundheit, zur Zeit der Arbeit zu aller Nutz und Frommen, zu jeder Zeit aber gefahrlos und würdevoll leben können.“ (Leon Battista Alberti)

Schnitzer&

BDA/Architektur/
Workshop/Symposium/
BIM/Forum/**ARCHICAD**/
Fotografie/Service/
Studenten/**Kooperation**/
Software/&journal/
Musik/Veranstaltungen

www.schnitzerund.de

MONOPOLY

Irene Meissner

Monopoly zählt neben „Mensch ärgere Dich nicht“ zu den erfolgreichsten Gesellschaftsspielen aller Zeiten. Wer hat nicht schon einmal um die Schlossallee oder um die Parkstraße gekämpft, mit dem Ziel Straßen zu kaufen, an denen Häuser und Hotels gebaut werden können, um dann Miete zu kassieren und sich ein Grundstücksimperium aufzubauen und die anderen Mitspieler in den Ruin zu treiben? Alle Gewinne werden privatisiert oder monopolisiert. Der angehäufte Reichtum dient ausschließlich dem Eigenwohl. Vom Hersteller wird Monopoly ab dem achten Lebensjahr empfohlen, früh übt sich, wer ein Kapitalist werden will.

Doch die ursprüngliche Idee, auf die Monopoly zurückzuführen ist, war das genaue Gegenteil, ein Spiel, das sich am Gemeinwohl orientiert hat und bei dem die Spieler ihre Gewinne in eine Gemeinschaftskasse einzuzahlen hatten. Die Erfinderin dieses Spiels, die amerikanische Stenografin Lizzie Magie, ließ es 1904 als „The Landlord’s Game“ patentieren. Die Spielzeugfirma Parker Brothers kaufte ihr 1935 das Patent ab und machte daraus Monopoly. Magie war eine Anhängerin der ökonomischen Lehre von Henry George. Dieser hatte 1879 mit einer Untersuchung über die Ursache der industriellen Krisen und der Zunahme der Armut bei zunehmendem Reichtum in seinem Buch „Progress and Poverty“ – einem über Jahre erfolgreichen Bestseller – überzeugend dargelegt, dass der Zuwachs an Reichtum durch die Mieten erfolgt, die von einer kleinen Gruppe der Landbesitzer aufgesogen werden. Das Übel lag für George in der ungerechten Verteilung des Bodens, der für ihn eigentlich eine Gabe Gottes an die ganze Menschheit war. Angeregt durch seine Thesen wurde eine regelrechte soziale Bewegung ausgelöst, die dafür plädierte, den Wertzuwachs von Grundbesitz abzuschöpfen und für eine aktive Sozialpolitik zu verwenden. Den Missstand einer Geldvermehrung auf Kosten anderer einer breiten Bevölkerungsschicht aufzuzeigen, war dann die Intention von Magies Spiel.

Auch Ebenezer Howard, der Gründer der Gartenstadt, war Anhänger der Theorie von Henry George. Das Konzept für sein wegweisendes Siedlungsexperiment lieferte er 1898 mit dem Buch „Tomorrow – A Peaceful Path to Reform“. Darin zeigte Howard anhand einer Grafik – „The Vanishing Point of Landlord’s Rent“ – anschaulich den Gewinn des Vermieters und Grundbesitzers auf und stellte diesem ein Modell gegenüber, bei dem die Gemeinschaft den Grund erwirbt und die zukünftigen Bewohner Geld in eine Genossenschaft einzahlen. Die Grafiken demonstrierten, wie im Laufe der Jahre, dadurch dass die Miete an eine Genossenschaft bezahlt wird, die Rendite des Grundbesitzers zunehmend verschwindet. Das dadurch zur Verfügung stehende Kapital dient dem Gemeinwohl und kann für gemeinschaftliche Einrichtungen verwendet und für die Altersvorsorge zurückgelegt werden. Auch wenn sich die Idee einer Bodenreform nicht

durchsetzen konnte, so entstanden in Folge doch eine Reihe von sozialreformerischen Projekten alternativer Lebensformen.

Zu den extremen Beispielen zählt die 1900 gegründete Künstlerkolonie auf dem Monte Verità in der Schweiz. Die Bewohner lehnten Privateigentum ab und praktizierten vegetarische Ernährung und Freikörperkultur.

Eine Reihe weiterer viel zu wenig bekannter Projekte lässt sich anführen, die von dem ältesten israelischen Kibbuz Degania (1910) über die Wiener Siedlerbewegung (1918–1923) und das Freidorf Muttenz in der Schweiz (1919–1921) des späteren zweiten Bauhausdirektors Hannes Meyer und das Kollektivhuset in Stockholm (1932–1935) von Sven Markelius bis zur Freistadt Christiana in Kopenhagen (1971) reicht, die alle als geistige Väter für eine heute wachsende soziale Bewegung stehen, die sich für Gemeinwohl, Teilen und Teilhabe einsetzt. Demgegenüber haben Städte und Kommunen in den letzten Jahrzehnten den Ausverkauf ihrer Flächen betrieben, prominentestes Beispiel ist Stuttgart 21 mit der Neuordnung der Verkehrstrassen und dem Verkauf der freiwerdenden Bahnflächen als Spekulationsobjekte. Die über Jahre protestierenden Stuttgart-21-Gegner haben dazu ein Brett- und Würfelspiel „Das Millionenspiel" als Gegenentwurf zu diesem Monopoly-Verhalten kreiert. Sieger ist derjenige, der am erfolgreichsten Bürgerprojekte verwirklicht und nicht derjenige, der die meisten Straßen besitzt. Das gewonnene Geld muss zur Steigerung des Gemeinwohls für kommunale und soziale Zwecke, für Stadtteilbibliotheken, Schulen oder Kindergärten ausgegeben werden.

Mit einer „Mensch ärgere Dich nicht"-Haltung werden wir nicht weiterkommen. Erst wenn die Politik eingreift und wenn, wie in Wien, der Großteil der Wohnungen im direkten Besitz der Stadtverwaltung ist und dazu ein großer Anteil an Wohnungen gemeinnützigen Genossenschaften gehört, die öffentlich gefördert werden, kann ein am gemeinwohlorientierter Diskurs für unsere drängenden Zukunftsfragen entstehen. Schon 1932 hatte sich der Direktor des Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums in Wien, Otto Neurath gegen die „Fantasien der Architekten" des Neuen Bauens gewandt und erklärt: „Nicht durch sparsamste Bauweise kommen wir zur Wohnungsreform, sondern durch politische Erfolge, welche den öffentlichen Wohnungsbau begünstigen. (...) Wohnungsreform ist letzten Endes eine politische Angelegenheit."

Hinweis: Die nächste BDA (in) Fahrt führt vom 15. bis 19. September 2020 nach Flandern, voraussichtlich mit einem Abstecher nach Guise (F), um dort das frühsozialistische Genossenschaftsmodell Familistère (1859–1884) von Jean-Baptiste André Godin anzusehen, eine am Gemeinwohl errichtete Wohnanlage für 1000 Bewohner mit Kinderkrippe, Schulgebäuden, Wasch- und Badehaus und sogar einem Theater.

DIE GEISTER EINES DON QUIXOTE

Erwien Wachter

„Bitte nie um Dinge, die du dir selbst erwerben kannst.“ Miguel de Cervantes

Wie jüngst in der NZZ zu lesen war, „schaffen Ameisen, woran Menschen scheitern: Sie bauen riesige Superstaaten, die weder Staus noch Streiks kennen“. Wie das gelingt, wird damit erklärt, dass Ameisen nach Algorithmen arbeiten. Diese These verführt zu zwei naheliegenden Fragen, welche Codes wohl das Verhalten der Menschen zueinander prägen und welches Programm eine Gesellschaft gegebenenfalls zusammenhalten könnte. Und vielleicht würde man am Ende sogar herausfinden, auf welcher Basis ein intaktes Gemeinwohl ohne schematische Rechenprozesse zumindest als idealistischer Entwurf aufzubauen wäre. Nehmen wir die Kunde zur Kenntnis, dass Ameisen einen besseren Staat entwickeln, weil sie sich alle an ihre Regeln halten! Der Vergleich mit Ameisen hinkt zwar schon allein durch die Tatsache, dass sie als vom Urinstinkt geprägte Wesen unirritiert ihren zugeteilten Aufgaben zum Fortbestand ihres Staates nachgehen. Andererseits lässt sich der Mensch kaum als Glied einer regelwütigen Gesellschaft in einem Gemeinwesen vorstellen, dessen Bevölkerung dazu neigt, ihre Entscheidungen mehr oder weniger hoheitlichen Vorgaben anzuvertrauen. Es kann also nicht verwundern, dass zugunsten einer stabilen Souveränität einer Gesellschaft eine Hyperregulierung der Tagesabläufe und des Lebensraums auszubremsen ist, um ein am Gemeinwohl orientiertes Handeln sicherzustellen.

Im Gegensatz zu den Ameisen richtet sich der Mensch seine Welt selbst ein. Und, obwohl er immer mehr um sie weiß, kann er es nicht lassen, sie dennoch immer weiter als Beute zu betrachten. Er ermutigt sich sozusagen, sein Denken und Handeln als Dreh- und Angelpunkt dieser Welt voranzutreiben. Obwohl er, wie angenommen, zum Denken gut gerüstet ist, macht er sich dennoch oder vielleicht gerade deshalb zum „Ritter einer traurigen Gestalt“. Wer aber ist dieser Don Quixote unserer Tage? Er ist ein seltsames Wesen, das von Duell zu Duell eilt und in Scheinkämpfen sein Wohlsein zu sichern sucht. Ein Wesen, das sich trotz allem Freiheitsdrang nicht scheut, sich von festgelegten Mustern seine Lebensweise, seinen Tagesablauf und seine Freizeit bestimmen zu lassen. Ein Wesen also, das mit einer Achillesverse der Widerständigkeit gegen programmierte Regeln ausgestattet ist. Im Streben nach einer in seinem Sinne perfektionierten Welt scheut er auch nicht eine Spaltung der Gesellschaft zu riskieren, indem er die Augen vor dem Anliegen all derjenigen verschließt, die für den Zusammenhalt einer Gemeinschaft der Vielfalt eintreten.

Im Kopf sieht sich der Mensch gerne sozial, gerecht, offen und so eigentlich zukunftsfähig, im Herzen aber ist er blind und zieht es vor, um sich und seine Begehren zu kreisen. Unzweifelhaft ein Konflikt, der den Wahn des Individuellen als Besonderes vom Wert

des Gemeinsamen und Anderen abspaltet. Gemeinwohlorientiertes Handeln schreibt sich leicht auf eine Fahne. Welch schwache Botschaft ist es aber, wenn kein Wind aus Leidenschaft und Gemeinsinn sie bewegt. Eine Spurensuche: Ein Gutachten im Auftrag des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit zeigt uns Bemerkenswertes. Begriffe wie Bequemlichkeit, Lobbyismus, Gewohnheit, Angst, Egoismus, Politik, Wachstumszwang, Strukturen, Transparenz, Interessenslagen, Wohlstand, Informationsdefizite, Individualismus und nicht zuletzt Konsum tanzen uns vor Augen. Begriffe, wie wir sie alle kennen. Mit einer Vielzahl solcher Begriffe wird gerne hantiert, um zu rechtfertigen, Mängel nicht beseitigen zu können. Es wäre anzumerken, dass hier die integrierte Umweltpolitik und deren Hemmnisse bei der Umsetzung des ökologischen Wandels im Fokus standen. Aber verpflichtet nicht gerade diese Aufzählung, eine allgemeine Dimension der Volkssorge herauszuarbeiten?

Kaleidoskopisch dominiert ein Bild vielfältigsten Versagens. Wie ein vielarmiger Krake, der mit seinen unerbittlichen Tentakeln viele Wunden in den Körper der Verantwortlichkeit schlägt, trifft er nicht nur den Staat, die Kommunen oder die Interessenvertreter der Industrie und Wirtschaft, sondern zuletzt auch die Instanz der Mitmenschen. Kaut man sich durch die in der Studie geforderten Handlungsfelder, treibt einem nicht nur die Betroffenheit die Röte ins Gesicht, sondern mehr noch die Hilferufe nach verbesserten Kontrollinstanzen in der Massentierhaltung, der Fischereipraxis oder der Großwildjagd, nach Verhinderung unsäglicher Lebensmittel- und Finanzskandale und vieles andere, Kontrollinstanzen, die als Airbag des Wegschauens, des Vertuschens und der Heuchelei dienen, wenn in Wahrheit die Mitverantwortlichkeit aller in den Fokus rücken müsste. Vergleichbare Befreiungsakte bieten die Erregung über den Verlust der Artenvielfalt oder über das Monopoly, das im Ausverkauf von Stadt und Land betrieben wird. Das Gewinn- und Verlustspiel kann seinen Lauf nehmen. Schließen wir die Liste, sind doch die Themen ohnehin längst im Pflichtenheft als Chefsache auf die Rückseiten verschoben, wo sie als Katalog der Missstände und Defizite der Aufmerksamkeit entzogen sind und die altbekannte Geschichte von der Entfernung zwischen Reden zum Tun erzählen. Offen bleibt, wie weit der Weg aus einem Knäuel von Lippenbekenntnissen zu einem auf ein Gemeinwohl orientiertes Handeln ist. Offen bleibt auch, wo sich die Lichtung in einem Wald von reparaturbedürftigen Schauplätzen für das Ziel eines Gemeinwohls findet, das dauerhaft für eine offene Gesellschaft Akzeptanz versprechen kann.

Wie so oft wird es das scheinbar Unmögliche sein, dass das Mögliche versagt – bedachte bereits Cervantes. Das Unmögliche liegt in der Natur des Alles-auf-einmal-wollens, das die Kraft des Gemeinsamen nicht zu nutzen gedenkt. Wie auch, wenn eine Liste am Ende offenbart, dass die im Schwerpunkt singulären Anliegen eine Vereinbarung im Gemeinsinne verhindern. Gemeinwohl leitet sich nicht allein

aus dem Gelingen des bloßen Versorgtseins ab oder der Gewaltfreiheit von Großevents oder von reibungslos programmierten Urlaubsflügen. Wo aber sind die Schwerpunkte einer um das Gemeinwohl besorgten Gesellschaft, wo sind die offenen Kassen für Investitionen in Institutionen des Gemeinwohls, in marode Infrastruktur, in desolate Bildungseinrichtungen? Fehlanzeige! Die „Krone der Schöpfung“ stilisiert sich zur ironischen Metapher, die den Menschen vorführt, solange er sich ungeniert wie beim Discounter dieser Welt bedient, als sei es sein gutes Recht, die Erde auszubeuten. Wie verächtlich ist dieses unfassbare Verhalten gegenüber der Vielfalt und dem Wunder dieses Planeten, wie wenig vereinbar mit seinem Anspruch auf seine unantastbare Würde?

Eine Zeit offensichtlich unbegrenzter Möglichkeiten und des Überflusses verführt zur Blindheit der Sorge gegenüber Mensch und Natur. Computer können alles aufzeichnen, mit Smartphones können wir rund um die Welt kommunizieren, mit hochentwickelten Verkehrsmitteln immer schneller ins Überall reisen. Aber, sind Komfort, Sicherheit und Vergnügen nicht nur die Metaphern für ein goldenes Kalb, das uns die Einsicht raubt, für das Gemeinwohl Eigenverantwortung zu übernehmen, statt alles in Sicherungserwartungen an den Staat zu verpacken? Es gehört in das Pflichtenheft des Einzelnen, die exzessiven Formen seines Anspruchsdenkens zu überprüfen und seine ethisch orientierte Eigenverantwortung als Lanzenspitze des Gewissens zu schärfen. Idealerweise handelt der Mensch aus der Überzeugung heraus, dass er verantwortlich für die Konsequenzen seines Verhaltens und die darin allgemeinverbindlichen Werte ist. Leiste den Willigen Gesellschaft und du wirst einer von ihnen werden – so ein Rat Cervantes.

Die fortschreitende Evolution wird uns in hundert Jahren gewiss ein anderes Leben auf dieser Welt bescheren, und vielleicht sogar wird dann eine neue Spezies den Homo sapiens seinen totalitären Systemen unterworfen haben. Vielleicht aber auch wird sich im Blick zurück zeigen, ob nicht doch vernunftgeprägtes Handeln unsere weitere Entwicklung bestimmte, und es gelungen ist, das Gemeinwohl im Wohlklang der Ausgewogenheit zu befördern. Aber, ob Vision oder Spekulation, ohne ein Wertebewusstsein, das eine nachhaltigere Lebensweise auf der Grundlage eines persönlichen Verhaltens zum Ziel hat, wird das nicht erreichbar sein. Das ist der Schlüssel zum Gemeinwohl. In dieser Inszenierung ist der Mensch der Hauptdarsteller, dessen Rolle sich eben nicht erübrigen wird, wie es ehedem Don Quixote im Kampf gegen die Windmühlen widerfuhr.

FASSADENGESTALTUNG MIT FARBEN, PUTZ & WDVS VON KEIM

SCHUTZ UND ÄSTHETIK AUS EINER HAND. KONSEQUENT MINERALISCH.

Gestalten Sie haltbare und farbige Fassaden mit mineralischen Farben und Systemlösungen von KEIM. Farben von KEIM überzeugen durch ihre unerreichte Langlebigkeit, absolute Lichtbeständigkeit und hervorragende Bauphysik. KEIM Farben schützen, schmücken, inspirieren und begeistern.

KEIM. FARBEN FÜR IMMER.

www.keim.com

MÖGLICHKEITEN UND POTENTIALE

Andreas Grabow

Wer „ist denn“ oder „fühlt sich“ heute noch „dem Gemeinwohl verpflichtet“? Spontan fällt mir da leider niemand ein – außer Greta Thunberg vielleicht?

Viele unserer Handlungen und Verhaltensweisen orientieren sich eben nicht am Gemeinwohl, sondern unterliegen nur rein persönlichen Interessen und Vorteilen. Das passiert im Kleinen und im Großen gleichermaßen. Seit Jahren streitet sich die Europäische Union um die „gerechte Verteilung“ von Geflüchteten und Fast-Ertrunkenen aus dem Mittelmeer und fügt mit dieser Untätigkeit vielen benachteiligten Menschen unendliches Leid zu. Das Potential, das diese Menschen in unsere Länder bringen können, sehen nur wenige. Die ewig Gestrigen schüren mit diesen Menschen sogar noch Angst – und haben erschreckend viel Erfolg damit.

Insbesondere in der Politik werden Lösungen nicht parteiübergreifend und inhaltlich-sachlich erarbeitet, sondern in Debatten und Diskussionen wird den Gegnern meist nur aus Prinzip widersprochen – ausnahmslos aus strategischen Gründen. Donald Trumps „America first“ treibt dieses Verhalten auf die Spitze, da hier die negativen Auswirkungen des eigenen Tuns auf Andere nicht nur ignoriert, sondern billigend in Kauf genommen werden. Egoismus pur auf Kosten Anderer! Das ist nicht nachhaltig. Aber fassen wir uns mal an die eigene Nase.

Geben und Nehmen

Teilen wir unsere Erkenntnisse, Erfahrungen und unser Wissen mit anderen Büros und Kollegen? Tauschen wir uns mit anderen Berufsgruppen aus, mit Ingenieuren, Künstlern, Programmierern? Dinge so weiterzuentwickeln und dabei immer auch vom Wissen anderer zu profitieren, birgt ein wunderbares Potential – aber wir erschließen es uns nicht! Meist wohl nur aus Angst vor zu geringer Gegenleistung. Was für eine Arroganz, wenn man meint, dass man von Anderen keinen Mehrwert bekommen könne, weil man selbst schon alles wisse und sowieso der Beste sei. Nach Wegfall der Mindestsätze der HOAI läge hier insbesondere für kleine und mittlere Büros ein großes Potential, sich auch zukünftig auf dem Markt zu behaupten: Mannschaftssport und Teamgeist statt aufreibendem Einzelkampf.

Gemeinsam geht es besser

Ein komplizierter Proporz unterschiedlicher Berufsgruppen und Listen hat bei der letzten Vorstandswahl der Bayerischen Architektenkammer dazu geführt, dass ein Spitzenkandidat deutlich beschädigt wurde. Bis heute ist es leider nicht gelungen, diesen

gordischen Knoten aus unterschiedlichen Eigen-Interessen zu zerschlagen und eine vernünftige und inhaltlich sinnvolle Wahlordnung zum Wohle der Kammer zu erarbeiten. So beschäftigen wir Vertreter uns seit vielen Monaten munter mit uns selbst, anstatt inhaltlich wichtige Themen anzugehen, die dem Gemeinwohl aller Architekten nützen würden. Schade und frustrierend.

Dabei können wir es besser

Möglichst viel Baumasse, Grundstücke ausnutzen, der Nachbar wird es schon tolerieren. Diesen Weg gehen gute Architekten eben nicht, selbst wenn diese Dinge den Bauherren zunächst vorteilhaft erscheinen. Wir integrieren die Gebäude in den Stadtraum, schaffen Freiräume mit Aufenthaltsqualitäten, respektieren die Umgebung und erzeugen so einen Mehrwert für Bauherren, Nachbarn, die Stadt, die Öffentlichkeit und nicht zuletzt damit natürlich auch für uns selbst.

Wir sind im Bauprozess oft die Einzigen, die noch so ganzheitlich denken. Das Gesamte im Blick habend und nicht nur Gesetze und Vorschriften abarbeitend. Wir sind extrem engagiert, wollen für alle das Beste. Meistens denken wir dann sogar mehr an Andere als an uns selbst.

Der Bounce Back

Leider kommen wir dabei mehr und mehr unter die Räder. Die uns höchstrichterlich auferlegte gesamtschuldnerische Haftung ist in höchsten Maßen ungerecht und auch sachlich falsch. Dass wir nicht jeden Handschlag einer Firma auf Mangelfreiheit kontrollieren können, versteht jeder, aber dennoch werden wir dafür gerne und zunehmend mehr von unseren Bauherren in die Verantwortung genommen. Eine gegenseitige Information über schlechte Firmen und Bauherren und ein öffentliches Vergaberecht, das nicht den Billigsten beauftragen muss, wäre im Sinne des Gemeinwohls mehr als überfällig. Aber auch Bauherren sollten sich fragen, ob sie diesen Weg gehen müssen. Wohl kann es ihnen dabei doch nicht wirklich sein.

Auch die Auskömmlichkeitsgrenze unserer Honorierung wird nach dem EuGH-Urteil von vielen Bauherren zukünftig sicher nicht bei den Mindestsätzen der HOAI gesehen, sondern beim jeweils billigsten Angebot eines Bewerbers. Dass wir Architekten nicht mal in diesem Punkt Solidarität zeigen, macht deutlich, wie oft nur ein kurzfristiger vermeintlicher Vorteil gesehen wird, nicht aber die mittel- und langfristigen Folgen eines solchen Verhaltens.

Zurück zu Greta

Vielleicht schafft es dieses Mädchen ja, uns nicht nur bezüglich unseres ökologischen Verhaltens wachzurütteln. Vielleicht kommen wir ja auch zu der Erkenntnis, dass es doch besser sein kann, nicht nur immer an sich zu denken, sondern die Möglichkeiten und Potentiale einer großen Gemeinschaft zu nutzen. Auch wenn dafür erhebliches Engagement und Vertrauen zu unseren Mitmenschen erforderlich ist.

Martin Luther King: „Wir müssen lernen, entweder als Brüder miteinander zu leben oder als Narren unterzugehen."

FÜR JEDEN ODER FÜR ALLE?

Cornelius Tafel

Wenige hundert Meter vom Aachener Dom entfernt steht am Rand eines kleinen Parks der Elisenbrunnen, ein heiterer klassizistischer Bau aus den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts. Er wurde nach Plänen von Johann Peter Cremer errichtet, der sich seine Planung, da das Rheinland seit dem Wiener Kongress zu Preußen gehörte, vom Hofbaurat Karl Friedrich Schinkel in Berlin höchstpersönlich genehmigen lassen musste; Schinkel hat dann auch die Planung korrigierend mit ein paar Änderungen versehen.

An eine zum Kapuzinergraben offene, hohe Rotunde schließen sich seitlich zwei eingeschossige, geschlossene Flügel an. Die Rotunde weist an der zum Park geschlossenen Rückseite zwei Wandbrunnen auf, die die eigentliche Bestimmung des Bauwerks ausmachen. Aus ihnen fließt das für die Behandlung mancher Beschwerden gesunde, schwefelhaltige Wasser der benachbarten Kaiserquelle; an der heilenden Wirkung des Wassers ist nicht zu zweifeln: es schmeckt scheußlich. Aus dem Elisenbrunnen dringt immer ein leichter Geruch von faulen Eiern. Dessen ungeachtet handelt es sich um einen dem Gemeinwohl

verpflichteten Bau, der dies auch in seltener, und, vom Geruch einmal abgesehen, einladender Form durch die zum Vorplatz offene, weite Säulenstellung der Rotunde zum Ausdruck bringt. „Heute", so heißt es in einer Publikation der Rheinischen Denkmalpflege, „ist der Elisenbrunnen der einzige Ort in der Innenstadt, an dem jeder sein ‚Aachener Wässerchen' trinken kann." Sowohl durch die barrierefreie Zugangsmöglichkeit als auch durch die Nutzbarkeit für jede/jeden ist dies ein Bau für die Allgemeinheit par excellence.

Der Aachener Dom

Nehmen wir nun nach dem Elisenbrunnen – trotz der großen Unterschiede – vergleichend das prominenteste Bauwerk der Stadt, den Dom, in den Blick. Gemeinsam ist beiden Gebäuden, und das begründet auch ihre räumliche Nähe, die Raison d'être der Stadt Aachen überhaupt: Es sind die warmen Heilquellen, die, von den Römern bereits genutzt, Karl den Großen dazu bewogen, hier seine Hauptresidenz zu errichten und damit auch die Pfalzkapelle, den heutigen Aachener Dom. Selbstverständlich ist dieser, ein Gründungsbau der abendländischen Architektur und zugleich Erbe einer geradezu einschüchternden antiken Tradition, in seiner historischen Bedeutung ungleich wichtiger als der heiter-elegante Elisenbrunnen, den außerhalb Aachens kaum jemand kennt. Was den Dom aber über seine architekturhistorische Bedeutung und sein ehrwürdiges Alter hinaus vor allem kennzeichnet, ist eine Idee von geradezu monströser Großartigkeit: Da wird die Kontinuität des römischen Imperiums in Verbindung gesetzt mit der Einheit des Christentums und einem germanischen Königtum – mehr ideeller Anspruch geht nicht. Was all dies aber zusammenbindet, ist die Idee einer universellen Gemeinschaft. Einer Gemeinschaft allerdings, die nicht etwa durch öffentliche Meinungsbildung zustande gekommen ist, sondern letztlich das Konzept (oder vielmehr das Konstrukt) eines Einzelnen abbildet – an der Wirksamkeit der Idee hat dies nichts geändert. Auch wenn diese Idee, eher eine Utopie, für uns in weite Ferne und damit in die Unverständlichkeit gerückt ist – sie war von Bedeutung und ein realer politischer Faktor für viele Jahrhunderte und fand erst im 16. Jahrhundert ihre endgültige Formulierung in der hybriden Bezeichnung: „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation".

Gemeinwohl und Gemeinschaft

In unserer Wahrnehmung hat die Idee von „Gemeinschaft", welcher Art auch immer, einen höheren Stellenwert als das vergleichsweise blasse Konzept von „Gemeinwohl". Das Gemeinwohl geht jeden an, die Gemeinschaft alle. Wer sein Heilwasser am Elisenbrunnen trinkt, tut das als Einzelner; wer einer Kaiserkrönung in Aachen teilnahm oder heute eine Messe im Dom besucht, tat oder tut dies als Teil einer Gemeinschaft – wenn auch vielleicht weniger freiwillig.

Wo bleibt die Gemeinschaft?

Können wir nun Gemeinwohl und Gemeinschaft immer so klar trennen? Kehren wir zu unserem Gemeinwohl-Bau, dem Elisenbrunnen zurück. Ist dieser nun ein einfacher Infrastrukturbau, jedem nützlich, somit gemeinnützig und damit „nur" dem Gemeinwohl dienend? Falls die Versuchung überhaupt bestanden haben sollte, im neu gewonnenen katholischen Rheinland einen öffentlichen Bau zu errichten, der über seine Funktion hinaus den preußischen Staat repräsentieren sollte, und damit die neue Zwangs-Gemeinschaft, in der sich die katholischen Rheinländer nun befunden haben, so haben die preußischen Baubeamten ihr widerstanden – vielleicht war der Geruch nach Schwefel auch zu wenig staatstragend. Nur der Name – er bezieht sich auf die preußische Kronprinzessin Elisabeth (einer geborenen Wittelsbacherin) – deutet auf eine Beziehung zum neuen Herrscherhaus der Hohenzollern hin und weist über die nützlich-profane Bestimmung des Brunnenhauses hinaus. Insgesamt aber ist der Elisenbrunnen einfach ein mit keinerlei Symbolik befrachteter Bau des Gemeinwohls.

Als nach dem Zweiten Weltkrieg diskutiert wurde, wie der weitgehend zerstörte Elisenbrunnen wiederaufgebaut werden sollte, regte sich unter den Aachener Bürgern Widerstand gegen eine Neuplanung und der Wunsch nach einem originalgetreuen Wiederaufbau dieses öffentlichen und jedem „Öcher" vertrauten Gebäudes; unterstützt wurde der Wunsch von einem gebürtigen Aachener (und lebenslangen Schinkelverehrer), von Mies van der Rohe, der sich bei einem Besuch seiner Heimatstadt dem Wunsch nach einer Rekonstruktion anschloss. Der Elisenbrunnen wurde schließlich weitgehend originalgetreu wiedererrichtet – keine Selbstverständlichkeit in einer Zeit des schnellstmöglichen Wiederaufbaus, der gerade im schwer zerstörten Aachen zu ganzen Straßenzügen von geradezu exzessiver Hässlichkeit führte. Und so lässt sich doch feststellen, dass eine Bürgerschaft, die vielleicht anderenorts versagte, hier mit ihrem Gemeinsinn und mit beträchtlichem Aufwand ein Bauwerk wieder erstehen ließ, das wie kein anderes das Gemeinwohl, aber auch die Identität der Bäderstadt Aachen repräsentiert. Kein christliches Abendland, kein Imperium, aber immerhin: eine städtische Bürgerschaft als Gemeinschaft.

GEFANGEN IM JETZT

Hans Schuller

Leben, als gäbe es kein Gestern und kein Morgen mehr. Denken und handeln, als gäbe es kein Gestern und kein Morgen mehr. Angst davor, aus diesem Jetzt und Heute aussteigen zu müssen. Angst davor, sich für das Gestern entschuldigen zu müssen. Angst davor, mit dem Morgen älter zu werden. Angst vor der Unbekannten „Älterwerden". Oder gar Angst davor, es könnte kein Morgen mehr geben. Die Angst schließt uns ein, die Angst umkreist uns wie ein Kosmos, in dessen heliozentrischer Mitte nur noch unser Ich sitzt.

Comfortably Numb – Is there anybody in there?
(Pink Floyd, The Wall)

Sind wir, ist unsere Gesellschaft an einem Punkt angekommen, an dem keiner mehr weiß, wie er aus seinem Kokon aus Befindlichkeit, Saturiertheit und Ich-zuerst herausfinden kann in ein Leben, das Common Sense, Teamwork und ein Sich-aufeinander–verlassen-können bietet und abverlangt? Und man sich fragt, was einem Gemeinschaft außer steter Auseinandersetzung, stetem Teilen müssen, stetem Rücksichtnehmen noch bringt?

Schnitt

Zurück aus Wien, der Stadt die sich gerade für die Zwei-Millionen-Einwohnergrenze rüstet. Neue Stadtteile wachsen in den Himmel, neue Wohnmodelle reihen sich aneinander, und jedes Gebäude richtet eine Botschaft an die Stadt: hier wird Wohnen neu erfunden, hier ist´s besser, schöner und vor allem anders! „Sie streben nach Individualität? Hier kann sie gelebt werden!" Stadt wird zum Kaleidoskop: bunt schillernd und mit jeder Bewegung ein neues Muster. Können wir dieses Stadtbild überhaupt noch begreifen? Können wir dieses Kaleidoskop noch als Stadt erkennen? Selbst die Häuser besitzen kein Gesicht mehr, das sich der Straße, dem öffentlichen Raum zuwendet: eine Orgie von weit auskragenden Balkonen bestimmt das Bild der Fassaden.

Es heißt „Die Stadt erfindet sich neu". Aber ist es nicht eher ein „Die Stadt anonymisiert sich selbst?" Das gemeinschaftliche Zusammenstehen von Häusern und Stadtbewohnern, die ein Stadtbild prägen, hat sich überholt. Aber wollen wir uns überhaupt noch mit einem spezifischen Stadtbild identifizieren? Was ist mit Häusern, die einen Platz umstehen, der zum Verweilen einlädt? Wie definiert sich Öffentlichkeit heute: Einfach außerhalb der eigenen vier Wände zu sein? Oder sich an einem Ort zu befinden, der Menschen zur Kommunikation anregt und Stadt spürbar macht?

Wir sollten uns nicht vom Zeitgeist zwingen lassen, Austauschbarkeit, Universalität, Unabhängigkeit vom Ort als Maxime unserer

Stadtplanung zu machen. Oder haben wir Europäer es verlernt, die gewachsenen Werte unserer Städte, die geprägt sind vom persönlichen Streben Einzelner nach Gemeinsamkeit, die dem notwendigen Wohle Aller dient, in die Zukunft herüber zu retten? „Think global, act local“, gebt den Städten wieder mehr Gesicht, mehr Ausdruck von Gemeinwohl!

MITTENDRIN

Monica Hoffmann

Irgendwann trifft es jeden, also fast jeden. Manche bereits bei den Großeltern, andere dann bei den eigenen Eltern, dem Partner, der Partnerin und am Ende sie selbst. Das Altwerden und die Möglichkeit, im hohen Alter einsam und/oder auf Hilfe angewiesen zu sein. Dieser Gedanke erzeugt Unbehagen und wird deshalb gerne verdrängt. Zumal sich politisch trotz besorgniserregender demografischer Alterung keine beruhigenden Lösungen abzeichnen.

Senioren als Initialzündung

Das kann man nun als ein großes Ärgernis oder als eine große Aufgabe behandeln. Betrachten wir es einmal als eine große Aufgabe. Bei mir in der Gemeinde gibt es eine Quartiersmanagerin, die sich nicht nur, aber vor allem um Belange von Senioren kümmert, wie finanzielle Unterstützungsmöglichkeiten, Vollmachten, barrierefreies Wohnen, Pflegedienste, sie organisiert Betreuungsgruppen und Besuchsdienste zu Hause, lässt sich Veranstaltungen für Senioren einfallen, wie gemeinsame Frühstücke oder Mittagsessen, etc.

Das sind alles viele gute Maßnahmen, die bei den Senioren und deren Angehörigen gut angenommen werden bzw. beliebt sind. Doch sie genügen nicht, weil die Senioren dabei weitgehend unter sich sind und viele von ihnen die meiste Zeit des Tages doch sich selbst überlassen und oft einsam bleiben. Deswegen sollte man mehr im Auge haben: mehr Teilhabe der Senioren am Alltagsleben des Ortes und das Gemeinwohl als Ganzes. Denn wie Gemeinden mit ihren Senioren umgehen, das ist auch ein Beweis dafür, ob in ihnen ein solidarisches Leben gelingt im Rahmen einer modernen, aktiven Gesellschaftspolitik.

Um alle unter einen Hut zu bringen, Kinder und Jugendliche, Erwachsene aller Altersstufen, die sich nach neuesten Erhebungen zunehmend sozial engagieren, dabei aber flexibel bleiben wollen, ältere Menschen, die Betreuung brauchen oder die vereinsamen oder die noch aktiv sind, aber nicht wirklich froh, weil ihnen eine Aufgabe fehlt: für sie alle braucht es ein Haus, am liebsten mitten drin im Ort und im Stadtquartier, am besten gleich neben einer Schule und/oder einem Kindergarten. Denn, so Reiner Nagel auf der Veranstaltung „Kein schöner Land. Ein Diskurs zur Landesentwicklung“ des BDA Bayern: „Die Schlüsselfunktion für vitale, funktionierende Gemeinden liegt in der Ortsmitte. Hier liegt das Zentrum, wo Menschen wohnen, sich treffen und sich aufhalten. Wo Gewerbe und Gastronomie, Kultur und Bildung zu Hause sind.“ Nachzulesen in der gleichnamigen Veröffentlichung des BDA Bayern.

Ein Haus für die Gemeinschaft

Klingt vielleicht illusorisch. Wäre aber erstrebenswert und dazu eine spannende, komplexe architektonische Aufgabe, die innovatives Denken herausfordert. Ein Gebäude zu entwickeln, das von öffentlich, zu halböffentlich und privat wechselt, in dem alle sein und alle Aktivitäten zusammengeführt werden können von morgens bis abends und für manche auch rund um die Uhr: ein Haus, in dem es eine offene, großzügig gestaltete Lounge gibt, dazu eine Küche, in der gemeinsam gekocht und gebacken wird, angeschlossen ein Restaurant, ein Café, Aufenthaltsräume, wie eine Bibliothek, Ruheräume, Rückzugsorte, in denen Gespräche geführt oder Lehrgänge durchgeführt werden können, Büroräume für Fachpersonal, einen Fitnessraum, einen kleinen Saal zum Beispiel. Und natürlich Wohnungen für betreutes Wohnen für solche Senioren, die nicht mehr alleine leben können, aber die Gesellschaft lieben. Wenn sie im Ort bleiben können, werden sie gewachsene Beziehungen nicht verlieren und eingebunden bleiben in ihr Gemeinwesen. Das Ganze geleitet von Fachkräften und Ehrenamtlichen aller Altersstufen, also in einer Kooperation von Haupt- und Ehrenamt.

Aus dem Kindergarten und aus der Schule kommen Kinder, weil ihnen dort vorgelesen wird oder mit ihnen Hausaufgaben gemacht werden oder einfach gespielt wird. Nicht alle haben Oma und Opa zu Hause. Senioren könnten dort auch beratend tätig werden, ihr Erfahrungswissen einbringen, wie zum Beispiel Jugendliche bei der Berufswahl beraten. Während die Jungen von der Lebenserfahrung der Älteren profitieren, können die Jungen den Älteren Impulse und Ideen geben und ihnen beispielsweise bei der Nutzung von Laptop oder Smartphone helfen. Im Idealfall gibt es sogar einen Werkstattraum, in dem Dinge repariert werden oder neu gefertigt für die nächste Tombola der Freiwilligen Feuerwehr.

Ein solches multifunktionales, attraktiv gestaltetes Haus könnte am Ende ein Treffpunkt für alle in der Gemeinde oder im Quartier sein und Ausgangspunkt eines sich daraus ergebenden und darüber hinausreichenden sozialen Netzwerkes werden, wo Bedürfnisse nach Gemeinschaft, Bedeutung und Schutz gewährleistet sind. Es wird davon ausgegangen, dass in einem solchen Umfeld Demenzerscheinungen herausgezögert, gemildert, wenn nicht gar vermieden werden können. Wenn die Senioren mitten drin im Leben sind, statt irgendwo in einem Heim am Rand abgestellt oder in ein Dorf für Demente ausgelagert.

Teilhabe bei der Planung eines gemeinsamen Hauses

„Architektur und Stadtplanung sind entscheidend, damit Menschen ihren Lebensort wertschätzen, sich mit ihm verbunden fühlen und eine Identität als Ausdruck für Herkunft und Heimat aufbauen. Transparenz der politischen und planerischen Prozesse sowie die angemessene Beteiligung der Bevölkerung schaffen Vertrauen und tragen zur Identitätsstiftung wesentlich bei.“ Aus dem Positionspapier des BDA „Politische Grundpositionen zu Stadt, Land und Architektur“, Berlin 2018.

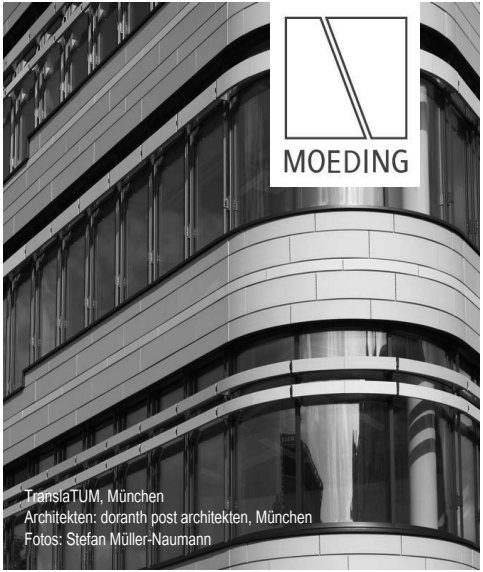
Im Idealfall machen sich also Architekten vor Ort mit dieser oben beschriebenen Zukunftsaufgabe gemein, bringen die Verantwortung ihrer Profession für das Lebensumfeld ein und vermitteln bereits im Vorfeld die Relevanz von Architektur zum Erfolg des Vorhabens. Gemeinsam mit anderen Mitstreitern wird der Prozess für ein solches Haus angestoßen und weitergetragen in Zusammenarbeit mit repräsentativ ausgewählten Bürgern nach dem inzwischen bewährten Losverfahren. Über Wege zu einem gemeinschaftlich getragenen Ziel hat Hilmar Sturm in der bereits oben erwähnten Veranstaltung „Kein schöner Land“ ausführlich referiert.

Exemplarisch an diesem Vorhaben könnten sich Architekten einmischen mit Phantasie, Kreativität und Experimentierfreude, um das Thema der alternden Bevölkerung aus der ungeliebten Ecke zu holen und die lokale Gemeinschaft zu stärken. Nicht auf – meist

MOEDING
KERAMIKFASSADEN

Das Fassadensystem der Zukunft.
vorgehängt, hinterlüftet, wärmegedämmt

www.moeding.de



MOEDING

TranslaTUM, München
Architekten: doranth post architekten, München
Fotos: Stefan Müller-Naumann

unattraktive – Dienste des Staates warten, sondern selbst aktiv werden, auch wenn dies bedeutet, dicke Bretter bohren zu müssen. Es ist immer noch effektiver, das Gemeinschaftsleben selbst in die Hand zu nehmen, wo es auch am besten aufgehoben ist. Je lebendiger das Ganze in den Köpfen wird und je mehr Bürger die Idee mittragen, desto größer sind die Chancen einer Verwirklichung.

ARCHITEKTUR UND LIEBE

Rainer Kriebel

– dieses „und“ zwischen den Begriffen lässt uns erst einmal ratlos zurück! Architektur und Liebe?

Architekten lieben solche Titel: „Ornament und Verbrechen“ hat einen ähnlichen Sound. Das ist der Titel des berühmten Buches, mit dem Adolf Loos dazu beitrug, der Moderne den Weg zu bereiten. Er schreibt in seinem Vorwort: „Alle Kunst ist erotisch. Das erste Ornament, das geboren wurde, das Kreuz, war erotischen Ursprungs. Das erste Kunstwerk, die erste künstlerische Tat, die der erste Künstler, um seine Überschüssigkeit loszuwerden, an die Wand schmierte. Ein horizontaler Strich: das liegende Weib. Ein vertikaler Strich: der sie durchdringende Mann.“ Architekten, insbesondere in der nicht ausrottbaren männlichen Linie, sind halt so: Man kann Adolf Loos natürlich zugutehalten, dass er das 1908 geschrieben hat, und zwar in Wien, wo Siegmund Freud drei Jahre zuvor mit seinem Buch „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ die ganze Welt mit seinen Theorien in Schnappatmung brachte.

Das Loos'sche Kreuz, also der verschobene rechte Winkel als künstlerische, erotische Transformation des Uraktes an sich, ließe natürlich das Bauen im rechten Winkel sofort in einem anderen Licht erscheinen!

Mit Agape und Philia, den beiden anderen Liebesbegriffen aus dem antiken Griechenland neben Eros, kommen wir nicht weiter – hier geht's um Freundschaft, Wohlwollen etc., alles was ohne Bedürfnisbefriedigung zu regeln ist –, das haben sich die Theologen unter den Nagel gerissen!

Bleiben wir beim Eros und fragen nach bei Plato, ob er uns nicht helfen kann, aus dieser Nummer jugendfrei herauszukommen. Für Platon ist Eros „dadurch charakterisiert, dass der ‚erotisch' Liebende mit großer Heftigkeit für sich die Erlangung seines Liebesobjektes oder eine Verbindung mit diesem erstrebt. Das Objekt des Eros muss nicht ein Mensch sein; es kann auch etwas rein Geistiges (eine Idee, eine Tugend) sein."

„Der Liebende wählt bewusst einen philosophischen Weg, der ihn zu immer höherer Erkenntnis führen soll. Er richtet den erotischen Drang im Lauf eines gestuften Erkenntnisprozesses auf immer umfassendere, allgemeinere, höherrangige und daher lohnendere Objekte. Dabei erweist sich schließlich die allgemeinste, auf diesem Weg erreichbare Wirklichkeit, die Platon als das Schöne an sich bestimmt, als das würdigste Objekt."

Nach dieser eher philosophiehistorischen Eröffnung wollen wir den Ansatz auch über die eigene, jedoch notgedrungen subjektive Architektenlebenserfahrung beleuchten: Mit der Bauaufgabe „Einfamilienhaus" denkt man, sehr nah an unserem Thema, an der Liebe, zu sein. Doch das Googeln des Begriffes „Familie" bringt alles Mögliche: Gesamtheit der Dienerschaft, Gruppe miteinander verwandter Menschen, Familienrecht etc. bis hin zu Familie = Mafia-Gruppe, siehe auch Cosa Nostra. Selbst die Gespräche, die man als Architekt mit bauwilligen Paaren führt, ähneln häufig eher Paartherapien am Ende einer Liebesbeziehung. Die Frustration für den Architekten wird noch gesteigert, wenn der der Liebe entsprossene Nachwuchs ungehemmt die Pläne mit verschiedensten Flüssigkeiten bereichert und das Gespräch zwischen Bauherrschaft und Architekt, sicherlich pädagogisch sinnvoll, altersgerecht kommentiert. Auch hier lässt ein Weiterforschen für unser Thema eine Sackgasse vermuten.

Baugeschichtlich sind nun Architekturen als Zeichen der Liebe meist auf Friedhöfen zu finden – mit dem Zusatz „… über den Tod hinaus"!

Zeitgenössische Orte, die zum Beispiel mit dem Begriff „Liebesnest" bezeichnet werden, lassen vor unseren Augen eher billige Hotels, als glanzvolle Architekturen erscheinen. Dazu passt das Ergebnis meiner Suchanfrage im World Wide Web mit unserem

Thema „Architektur und Liebe“: Als ersten Treffer bietet Amazon das Buch „Architektur der Liebe“ der Autorin Lucy Ciel gleich mit dem Klappentext an: „Wie entwickelt sich Liebe, wenn man in einem Puff aufwächst? Charlie lebt im Bordell seines Onkels und bekommt viel von dem mit, was die Jungs dort erleben. Er selbst träumt daher von wahrer Liebe und möchte Architekt werden.“

Als Architekt ist man wohl zu befangen, um zu klären, wie sich das mit der Architektur und der Liebe für Nichtarchitekten verhält. Ich jedoch als Architekt erwische mich schon dabei, den Duft von frisch gegossenem Beton, wie das Parfüm einer vorbeigehenden Schönheit zu inhalieren. Auch muss ich zugeben, dass sandgestrahlte Betonoberfläche, geöltes Parkett und handgestrichene Ziegel mich zur Berührung verführen.

Architektur ist Emotion: Gefällt Dir das Haus? Ja, ich fühle mich wohl, hier bin ich Zuhause, geschützt! Nein, das ist ja furchtbar, so etwas von hässlich, eine Schande, das dahin zu stellen! Der Hass des Krieges kennt als Hauptziel das Zerstören von Gebäuden. Häuser, Städte, Orte sind in Stein gemeißeltes, aus Holz konstruiertes und in Beton gegossenes Leben. Bürgerentscheide über Bauprojekte lassen Emotionen hochkochen und entscheiden Wahlen. Der Brand der Kathedrale von Paris sendet Schockwellen weit über die Stadt und das Land hinaus: Der Kontinent Europa trauert.

Architektur kann uns ergreifen, wenn das stimmige Ganze, in Raum und Licht, wohlgestimmten Menschen dienend und sie führend, sich entfaltet und sich mit dem Ort zu Schönheit verbindet.

Architektur ist reine Emotion!

IN EIGENER SACHE

Die BDA Informationen 1.20 befassen sich mit dem Thema „Spieglein an der Wand“. Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leser.

Redaktionsschluss: 17. Februar 2020

POLEN ZWISCHEN GESTERN UND MORGEN

Ulrich Karl Pfannschmidt

Wer durch Polen reist, erlebt ein Land im Zwiespalt. Menschen im Aufbruch, die sich nach der Diktatur befreit einer besseren Zukunft zuwenden, leben im Widerstreit mit solchen, die sich vor der unbekannten und ungewissen Zukunft fürchten und lieber in ihren engen, ärmlichen aber gewohnten Verhältnissen harren. Die letzteren haben eine Regierung gewählt, die den bizarren Versuch unternimmt, die Vergangenheit zu gestalten. Betrachtern fällt der Zwiespalt an Beispielen aus der Architektur auf besondere Weise ins Auge, wie das Museum des Zweiten Weltkriegs in Danzig und der Wiederaufbau der Altstadt von Elbing belegen.

Nördlich der Rechtstadt von Danzig markiert ein futuristischer Bau den Ort, an dem mit der Beschießung der Westerplatte am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg begann. In einer damals zerstörten, noch immer ausgefransten, diffusen Vorstadt ist eine Fläche gepflastert worden, auf der aus einem tiefen Loch ein kantiger, schräger Turm steil in die Luft steigt. Auf drei Seiten mit leuchtend roten Betonsteinen verschlossen bekleidet, sendet er ein unübersehbares Signal in das Umfeld. Die vierte Seite, die Untersicht des Turms, neigt sich mit einer Glaswand über die Treppe, die 4,5 Meter tief in das Loch hinab zu Foyer und Eingang führt. An der anderen Seite flankiert ein ebenfalls schräger, niedriger Bau den Turm, getrennt von ihm durch eine lange Rampe. Die Bauten formen einen öffentlichen Raum, der den Besucher willkommen heißt und neugierig macht. Die Rampe zeichnet die Spur einer untergegangenen Straße nach. Ihren Rand bilden Drahtkäfige mit den Trümmern von Häusern, die beim Aushub zu Tage kamen.

Ungewöhnlich ist nicht nur die Gestalt des Museums, sondern auch die innere Organisation. Über dem Platzniveau birgt der aufragende Turm Räume für die Forschung und Vermittlung und ganz oben ein Café mit Blick auf die Stadt. Unterirdisch sind die Ausstellungshallen in drei Geschossen untergebracht, das tiefste zehn Meter unter dem Foyer. Im flachen, langen Bau arbeitet die Verwaltung. Im Innern karg auf die Materialien Stahl und Beton reduziert, lenkt der Bau die Aufmerksamkeit stark auf die Exponate. Die Planung hat dem Museum spürbar Symbolcharakter verliehen. Die Architekten wollen mit der roten Gestalt an die Kräne und Lagerhäuser der Stadt erinnern, das Wissen um die Vergangenheit ruhe im Untergrund, der Platz sei der Gegenwart und der Turm der Zukunft zugewandt.

Das Museum des Zweiten Weltkriegs wurde am 23. März 2017 nach einer Planungs- und Bauzeit von acht Jahren eröffnet. Es ging aus einem Architektenwettbewerb hervor. Eine international besetzte Jury entschied sich 2010 unter 240 Arbeiten für den Entwurf des Büros Kwadrat Studio aus Gdynia. An der Eröffnung des spektakulären Neubaus nahm kein Regierungsvertreter teil. Der angefeindete Historiker Pawel Machcewiecz, Ideengeber und Gründungsdirektor wurde zwei Wochen später fristlos entlassen. Der kommissarische Nachfolger, Karol Nawrocki, vollzog alsbald die zur Disziplinierung gedachte Vereinigung mit dem Westerplatte Museum. Das Konzept von Machcewiecz, umfassend aus Sicht der Menschen an die Schrecken des Weltkriegs zu erinnern, die Leid und Unglück nicht nur der polnischen Bevölkerung, sondern auch anderen Völkern gebracht haben, passte nicht zu der von Fremdenfeindlichkeit und Isolationismus geprägten Politik der PIS-Partei. Dass neben den Gräueltaten der deutschen Besatzung auch solche der Polen erwähnt werden sollten, verstieß auf das Gröbste gegen den vom Regime gepflegten Mythos von heldenhaftem Widerstand und Opfer Polens. So ist das umstrittenste Museum des Zweiten Weltkriegs auch ein Mahnmal zum Umgang mit Geschichte in der Gegenwart geworden.

Ein anderer Versuch mit den Schatten der Vergangenheit umzugehen, ist der Wiederaufbau der historischen Mitte von Elbing, polnisch Elblag, einer Stadt an Zahl der Einwohner vergleichbar mit Würzburg. Inmitten der ausgreifenden Stadt mit modernen Siedlungen, sozialistischem Massenwohnbau und Werkshallen lag noch vor dreißig Jahren eine große Brachfläche, ein entleertes Zentrum. Nur ein Stadttor hatte den Zweiten Weltkrieg überstanden. Eine der schönsten Altstädte des Ermlandes, mit einer bezaubernden, lebendigen Front zum Fluss, war vollständig ausradiert worden. Die Hafenstadt Elbing, vom Deutschen Ritterorden 1237 gegründet, 1246 mit Stadtrecht versehen,1340 durch eine Neustadt erweitert, war planvoll parzelliert und bebaut worden. Eine breite Hauptstraße, zugleich Markt, zog von Nord nach Süd durch die Altstadt. Von ihr zweigten schmale Straßen wie Rippen nach beiden Seiten ab, jeweils mit einem Tor nach außen geöffnet. Die Bauten der Infrastruktur, wie Rathaus, St. Nikolaikirche, Dominikanerkloster und Spital, fanden in den Blöcken Platz. Das Ganze umwehrten Mauer und Wassergraben. Die Neustadt wiederholte das Schema um 50 Grad gedreht, nur als kleinere, aber wieder vollständige Stadt mit der gesamten Ausstattung. Eine dritte Gruppe vollendete das Ensemble, die Burg der Ordensritter. Ein Schema der Stadtgründung wie es auch in Danzig oder reiner noch in Lübeck zu finden ist. Eine wechselvolle Geschichte prägte die Stadt. 1466 kam sie aus der Hand des Ritterordens an Polen, 1772 nach der ersten polnischen Teilung an Preußen. 1945 wieder an Polen.

Der Wiederaufbau begann aus Mangel an Mitteln erst spät. Zum Glück haben die Planer sich auf das Schema der Stadtgründer besonnen, die alten Parzellen bilden das Grundgerüst, ihre Breiten und Längen bestimmen das Bild. Die Höhe der Häuser scheint der alten Höhe zu entsprechen, die vom Turm der Nikolaikirche mit 95 Metern dominiert wird. Die Fassaden der neuen Häuser wagen einen Spagat zwischen historistisch und modernistisch. Um einen möglichst lebendigen Eindruck zu erzeugen, ist der Phantasie der Architekten kaum eine Grenze gesetzt worden. Wesentlich lockerer als bei der Rekonstruktion der Frankfurter Altstadt wird hier mit Geschichte als Formgeber gespielt. Noch ist viel zu tun. Eine besondere Herausforderung wird die neue Gestaltung des Ufers am Elbingfluss sein. Die Rekonstruktion der Altstadt von Elbing wird, wenn sie einmal vollendet ist, ein Ensemble bilden, das die restaurativen Tendenzen unserer Zeit beispielhaft abbildet.

ELON IM WUNDERLAND

Erwien Wachter

Mehr als 150 Jahre ist es her, als der Mathematiker Charles Lutwidge Dodgson unter dem Pseudonym Lewis Caroll den bis heute unumstrittenen Klassiker der Kinderliteratur „Alice in Wonderland“ veröffentlichte. Brisant dabei ist das Wissen, dass er ein Pseudonym wählte, um als seriöser Wissenschaftler mit seinen Nonsensepisoden und den satirischen Darstellungen von Menschen und Institutionen in der Handlung seiner Geschichte vom unentwegten Kampf gegen Missverständnisse lieber nicht in die Kritik seiner Zeitgenossen geraten wollte. Schwere Zeiten also damals. Jüngst blies Heidi Lexe, Literaturwissenschaftlerin aus Wien, in ihrer Studie zum Buch lautstärker in das gleiche Horn von einer feindlichen Welt,

deren Sicherheit von Raum und Zeit komplett aufgehoben sei und sich darin die „Unzuverlässigkeit von Logik und Rationalität in der Unzuverlässigkeit von Sprache und Kommunikation spiegle“. Auf den Punkt gebracht verweist sie auf die Leichtfertigkeit, mit der heute die Sprache als Kommunikationsmittel missbraucht werde.

Nun, 150 Jahre später, ein Pseudonym ist nicht mehr vonnöten, Alice im Wunderland gibt es immer noch, aber die dort beschriebenen unvorstellbaren und manchmal auch äußerst merkwürdigen Dinge sind heute unbegreiflichen und bodenlosen gewichen. Weiße Kaninchen werden immer noch aus schwarzen, angeblich leeren Zylindern in halbdunkles Wissen gezaubert, nur sind sie heute mit weißen Westen bekleidet, aus deren Taschen Uhren mit eiligen Zeigern baumeln, die die davonspringenden Kaninchen antreiben, und sie dabei ein hastiges „ich komme zu spät – ich komme zu spät“ ausstoßen lassen.

Aus dem einstigen Wunderland ist ein Verwunderungsland geworden, in dem zahllose, scheinbar verschlossene Türen sich befinden, wir aber ratlos die goldenen Schlüssel suchen, um durch sie hindurchzugehen. Schon Alice brauchte ein Hilfsmittel, um einen Blick in das verheißungsvolle, verlockende Wunderland zu erhaschen. Wie schwer aber fällt es uns heute, in dem Trubel unserer Welt voller Absurditäten, Paradoxien und skurriler Figuren zurechtzukommen, in der Ordnungsprinzipien nicht mehr gelten und die von Nonsens und Unsinn bestimmt wird. Vielleicht wäre es uns geboten, unserer Bedeutung und unserer Grenzen bewusster zu werden.

Um uns ist eine verrückte Gesellschaft mit entfesselten Bedürfnissen, schlechter Laune, Freundlichkeitsferne, absurder Gespräche, Köpfe werden locker gefordert, Mitspieler mutieren zu lebendigen Spielkarten. Lethargie und körperliche Starrheit der Protagonisten zeichnen eine kafkaeske Welt, der Wissbegierde, gegenseitiges Verständnis und Phantasiebereitschaft fremd geworden sind.

Öffnen wir – die wir uns groß fühlen oder etwa doch klein sind – eine der genannten Türen der aktuellen Diskussionen, wie die, die das unsägliche Thema der Geschwindigkeitsbegrenzung auf unseren Straßen verbirgt. Bemerkenswert dabei ist, dass gerade Touristen die grenzenlose Freiheit auf Deutschlands Autobahnen genießen können, das gefällt uns, ist ja schließlich auch unsere Freiheit, die wir allzeit und am liebsten überall und immer pflegen. Der Ordnung halber haben wir ja noch die Richtgeschwindigkeit von 130 km/h für das gute Gewissen. Aber wirklich, beziehungsweise wirksam reduzieren – nein, das wollen wir oder wer auch immer nicht. Im Gegenteil: Das Modell S eines allseits bekannten Herstellers von E-Mobilen bietet ein Fahren in die Zukunft mit wegweisenden Autopilot-, Sicherheits- und Komfortfunktionen zum entlasteten Fahren, das die 100 km/h in 2,6 Sekunden erreicht und allradgetrieben mit lockeren 260 Stundenkilometern für rund 100 000 Euro über unsere Straßen, zumindest unsere Autobahnen,

rasen kann und andere Verkehrsteilnehmer bedrängt. Das wird so manchem gefallen.

Welch Wunder dagegen, wenn gleichzeitig im Nachbarland Holland Tempo 100 beschlossen wird, um den Stickstoffoxydausstoß zu mindern, und nicht nur das, sondern in Abhängigkeit vom Erreichen dieses Ziels der Umfang des zu genehmigenden Wohnungsbaus gegengerechnet werden soll. Gern wird dies auch in unserem Nachbarland nicht gesehen, aber eingesehen dennoch.

Wie Alice sich willig auf ein Wunderland einzulassen bereit ist, könnte doch eine entsprechende Akzeptanz hierzulande zum „Akt der unwillkürlichen Selbstbefreiung" werden und buchstäblich über das wahnwitzige Geschehen um uns hinaus als Absage an ein Verwunderungsland gedeutet werden. „Alice im Wunderland" gipfelt in einer Gerichtsverhandlung, und der zu erwartende Urteilsspruch wird die Spielkarten auf uns herabstürzen lassen – wenn wir wie Alice erwachen. Dann ist der Traum vom unsinnigen Wunderland vorbei.

DAS ÜBEL DES ÜBLICHEN

Hinter der glänzenden Hülle der Pariser Philharmonie tobt seit Jahren ein erbitterter Streit. Die Betreibergesellschaft des Konzerthauses fordert vom französischen Architekten Jean Nouvel 170 Millionen Euro, weil die Philharmonie zu teuer geworden sei. Nun schlägt Nouvel zurück. Statt rund 173 Millionen Euro soll der 23 000 Quadratmeter große, mehrstöckige Musikkomplex offiziell über 380 Millionen Euro gekostet haben. Das futuristisch anmutende Gebäude wurde im Januar 2015 im Nordosten der Stadt im Parc de la Villette eröffnet. Finanziert wurde es jeweils zu 45 Prozent vom Staat und von der Stadt Paris, der Rest kam von der Region Ile-de-France. Die geforderte Summe sei fast zehnmal höher als die Gebühren des Ateliers Nouvel, erklärten die Anwälte des Architekten, der unter anderem für den Louvre Abu Dhabi, das KKL in Luzern und das Pariser Museum für außereuropäische Kulturen Quai Branly verantwortlich zeichnete. Für die Juristen stehe die Existenz eines der größten französischen Architekturbüros der Welt auf dem Spiel. Mit ihrer Forderung ist die Betreibergesellschaft der Philharmonie vor das Tribunal de Grande Instance gegangen, das Zivilgericht in erster Instanz, wo Streitwerte über 10 000 Euro verhandelt werden. Ihre Begründung: Nouvel habe ständig Veränderungen vorgenommen und die Kosten unterschätzt.

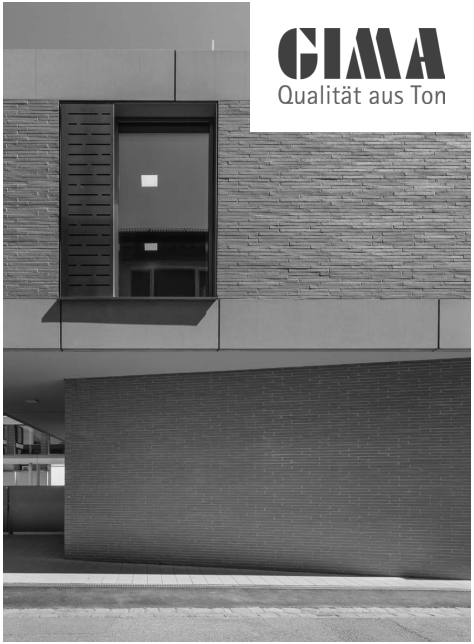
Dass die Kosten öffentlicher Bauprojekte explodieren, kommt häufig vor. Die Elbphilharmonie in Hamburg hat statt veranschlagter 80 Millionen Euro rund das Zehnfache gekostet. Als Gründe werden meist Konstruktions- und Planungsfehler, Bauverzögerungen und vor allem bewusst zu niedrig kalkulierte Preise genannt. Da der öffentliche Auftraggeber angehalten ist, seine Projekte an die

wirtschaftlichsten und somit an die billigsten Bieter zu vergeben, kommt es in der Folge zu unangemessen niedrigen Preisen. Ein absurdes Spiel.

Nach erfolglosem Schlichtungsversuch hat Nouvel nun gegen die Betreibergesellschaft Klage bei der Finanzstaatsanwaltschaft eingereicht. Sein Vorwurf: „übermäßige Gebührenerhebung" und „Günstlingswirtschaft". Die Betreiberfirma soll ohne seine Zustimmung und ohne wirkliche Konkurrenz mit einem weltweit führenden Unternehmen in den Bereichen Baugewerbe und Tiefbau zusammengearbeitet haben. In den geforderten 170 Millionen Euro sind auch 110 Millionen Euro enthalten – als Strafgeld wegen Verzögerung. Denn statt 2013 fand die Eröffnung 2015 statt. Mit seiner Klage bei der Finanzstaatsanwaltschaft will Nouvel außerdem seine Zunft verteidigen. Er führe diese Schlacht auch im Namen eines "Architekten-Rechts", das von den öffentlichen Auftraggebern immer weniger respektiert werde, zitierte ihn "Le Monde".

Publikum und Musiker sind mit dem Musikkomplex allerdings zufrieden. Wie die Leitung des Konzerthauses Anfang Januar veröffentlichte, sind seit der Eröffnung über fünf Millionen Besucher in die Philharmonie gekommen.

Gekürzte Fassung der dpa-Meldung „Millionen-Konflikt um den Architekten Jean Nouvel spitzt sich weiter zu" vom 10.11.2019



GIMA
Qualität aus Ton

Sandfarbene Klinker stellen bei der Erweiterung der Maria-Ward-Schule in Bamberg den Bezug zu den umliegenden Sandstein- und Putzfassaden her. Feine Unregelmäßigkeiten in der Oberfläche des Klinker- und Fugengewebes sorgen für ein lebendiges Licht- und Schattenspiel bei diesem Neubau.
GIMA - über 100 Jahre führend in Qualität, Innovation & Service.

www.gima-ziegel.de I info@gima-ziegel.de

SIEBEN FRAGEN AN

STEFAN SCHLICHT

1. Warum haben Sie Architektur studiert?
Nach dem Abitur habe ich erst einmal eine Zeichnerlehre in einem kleinen Bamberger Architekturbüro absolviert, um zu sehen, ob ich diesem kreativen Bereich gewachsen bin. Nach kurzer Zeit wusste ich, ich möchte in meinem Leben gerne das Gleiche tun wie mein Chef. Den ganzen Tag mit einem dicken Bleistift kreative Ideen auf Transparentrollen zeichnen. Heute weiß ich, dass dieser dicke Bleistift nicht alles gewesen ist. Aber grundsätzlich würde ich es wieder tun.

2. Welches Vorbild haben Sie?
Während des Studiums wird man mit „Vorbildern" konfrontiert. Alles ist neu. Lustige Namen, wie Egon Eiermann beispielsweise, die man in einem Nicht-Architekten-Haushalt vorher nie gehört hatte. Die Bauhäusler und ihre interdisziplinäre Lehre am Bauhaus. Bei meiner Diplomarbeit habe ich mich mit dem traditionellen japanischen Wohnhaus beschäftigt und dessen Einfluss auf die eben genannten Vorbilder. Das hat mich nachhaltig inspiriert, und ich habe vieles verstanden.

3. Was war Ihre größte Niederlage?
Solange man noch aufrecht steht, ist alles in Ordnung. Mit Freude, Begeisterung, Energie, Gottes Hilfe, Freunden, Familie und Gesundheit möchte ich auch künftig Niederlagen verhindern.

4. Was war Ihr größter Erfolg?
Meine zwei wundervollen Kinder. Eindeutig.

5. Was wäre Ihr Traumprojekt?
Ein eigenes kleines Zuhause, gerne ein Häuschen mit Charakter, wie wir sie hier in Franken in den historischen Ortskernen – bedauerlicherweise allzu oft leerstehend – vorfinden. Oder ein unverbasteltes Reihenhaus aus den 1950igern. Wir sind für alles offen, selbstverständlich am Ende im gesteckten Zeitplan und Kostenrahmen.

6. Inwiefern haben sich Ihre Vorstellungen erfüllt?
Ich wusste nicht, was auf mich zukommt. Bezogen auf die Entscheidung Architekt zu werden, gibt es noch die Phasen mit dem dicken Bleistift. Die wenigen Vorstellungen, die ich hatte, wurden in alle Richtungen übertroffen. Ich wünsche mir, im eigenen Büro noch lange meiner Leidenschaft nachgehen zu können und mein oben genanntes Traumprojekt zu verwirklichen.

7. Was erwarten Sie vom BDA?
Der Wandel unseres Berufsbildes, gesellschaftliche und politische Entscheidungen stellen uns im Laufe unseres Berufslebens immer wieder vor neue Herausforderungen. Ich erwarte mir von meinem Bund mit all seiner Kraft und seinen Möglichkeiten die Unterstützung zum Wohle von uns allen. Als Mitglied des Landesvorstandes weiß ich, dass hier durch viel Engagement viel erreicht wird. Von meinen Kolleginnen und Kollegen im BDA erwarte ich mir einen wertvollen Austausch bei Fragen, die uns bewegen. Ich wünsche mir eine Solidargemeinschaft und gegenseitige Achtung.

BAUKULTUR IM LÄNDLICHEN RAUM – NOTWENDIGKEIT ODER LUXUS?

Grußwort von Architektin Marion Resch-Heckel, Vizepräsidentin der Bayerischen Architektenkammer anlässlich der Mitgliederversammlung 2019 des BDA Bayern

Als „Stadtmensch“ (ich bin in Braunschweig aufgewachsen) hat mich die berufliche Laufbahn bereits vor über 35 Jahren in das eher ländlich geprägte Oberfranken verschlagen. Hier habe ich umfassende Erfahrungen gesammelt. Ich möchte deshalb am Beispiel dieser Region mein heutiges Thema erörtern.

Oberfranken ist zwar geprägt von einem reichen baukulturellen Erbe der vergangenen Jahrhunderte bis hin zum Jugendstil; Highlights modernerer Architektur waren – so habe ich es jedenfalls damals wahrgenommen – eher selten zu finden und in der Regel auf Sonderbauten beschränkt. Und selbst mit dem historischen Erbe ging man mancherorts nicht besonders pfleglich um: So wurde noch Ende der 1970er Jahre in Coburg ein Jugendstilbad zugunsten eines Straßenprojektes weitgehend abgerissen. Das Neue Schloss in Bayreuth, dessen Sanierung ab 1988 zu meinen Aufgaben gehörte, war in Teilen mit einer Bretterwand abgesichert, weil Teile der Dachdeckung und der Fassade herunterfielen. Und das teils bereits eingestürzte Schloss Thurnau mitten im Ort galt als „Steinhaufen“, den man wegschieben sollte, statt Millionen für die Sanierung zu investieren.

Was ist da los, fragte ich mich? Kein Bewusstsein für Baukultur? Wir haben andere Sorgen, war herauszuhören. Meistens waren das die Gemeindefinanzen, der Zusammenbruch der Textil- und Porzellanindustrie in der Region und die damit verbundene Arbeitslosigkeit. Auch der Staat investierte schwerpunktmäßig in den Metropolen und das „Land“ fühlte sich zunehmend abgehängt. Die Durchführung von Wettbewerben beschränkte sich viele Jahre weitgehend auf staatliche Bauvorhaben. Bei Kommunen erntete man ein müdes Lächeln, wenn ein Wettbewerb vorgeschlagen wurde: dauert zu lange, und es wird alles noch teurer. Wir lassen uns doch nicht von außen bestimmen. Das waren die Standardantworten der Entscheidungsträger auf kommunaler Ebene. Festzustellen war aber auch, dass Teile der Bevölkerung sehr wohl ein Gespür für die Notwendigkeit des Erhalts und den Ausbau der regionalen Identität ihrer Dörfer und Städtchen hatten. Nur meldeten sich diese kaum zu Wort.

Heute haben wir in Oberfranken eine andere Situation. Der Vorschlag des Zukunftsrates vor einigen Jahren, die Fördermittel künftig auf die Ballungsräume zu konzentrieren, hat die Bürger mobilisiert. Die Renaissance des „Landlebens“ in den Medien hat das Selbstbewusstsein des ländlichen Raums gestärkt. In vielen Orten ist erkannt worden, dass Baukultur – ein qualitätvoller Städtebau und Hochbau – Orte, ja ganze Regionen positiv verändern, zum Erfolgsfaktor werden kann.

Oberfranken ist inzwischen seit vielen Jahren Spitzenreiter in Bayern bei den ländlich geprägten Regionen, was die Anzahl der ausgelobten Wettbewerbe anbelangt. Der frühere Regierungspräsident von Oberfranken (bis 2006), der mich bei meinem Engagement für die Baukultur in Oberfranken maßgeblich unterstützte (Gründung des ATBayreuth und der Initiative Baukunst in Oberfranken mit dem BDA Bayern) schrieb im Vorwort zu unserem ersten Buch „Aktuelle Architektur in Oberfranken“: „Architektur ist Leitkultur. An gutem Bauen lässt sich der Stand einer Regionalkultur ablesen. Denn wer gut bauen will, muss in vielen Bereichen auf der Höhe der Zeit sein. Gutes Bauen setzt sich mit den Fragen der Gegenwart auseinander und löst sich dabei von den engen Grenzen des nur Hergebrachten und Üblichen. Gutes Bauen weist mit Mut in die Zukunft. Gutes Bauen ist modernes Bauen, nicht modische Attitüde, nicht oberflächlicher Schnickschnack und nicht gelehrte und zugleich sterile Restauration.“

Dass auch moderne Bauwerke Identität stiften und bleibende Zeugnisse unserer Baukultur sind und positive Effekte auf einen Ort haben – zu diesem Verständnis hat sicherlich auch dieses Buch (2008 erschienen) beigetragen. Jedenfalls haben wir für unseren 2. Band (erschienen 2016) einen deutlichen Fortschritt feststellen können.

Ich möchte Ihnen dazu vier Beispiele nennen:

Die Stadt Selb hat durch ein Angebot an modernen und gestalterisch überzeugenden Wohnungen in zentraler Lage und in Verbindung mit gutem Städtebau einen deutlichen Zuzug aus anderen Orten zu verzeichnen. Baukultur begünstigt Zuzug.

Die Gemeinde Litzendorf hat mit einer modellhaften neuen Ortsmitte mit Bürgertreff und Bücherei einen neuen Ort der Identifikation geschaffen. Die Gemeinde ist aufgeblüht und der Bürgermeister kann sich vor Anfragen von Investoren kaum retten. Baukultur sorgt für ein verbessertes Investitionsklima.

Das gleiche gilt für Baunach: Ein Bürgerhaus, das eine ehemalige Brauerei transformiert hat, hat neues Leben in den Ort gebracht. Es gibt kaum mehr ein unsaniertes Haus, freie Bauplätze schon gar nicht. Ein Arzt ist nur nach Baunach gekommen, weil er dort im Kontext zum Bürgerhaus angemessene Praxisräume in zentraler Lage angeboten bekommen hat.

In Thurnau ist nach der Sanierung und neuen Nutzbarmachung des Schlosses mit modernen Elementen – eine Initialzündung! – ein deutlicher Aufbruch erkennbar: Ein privater Investor hat zeitgemäße Wohnungen in zentraler Lage gebaut, und ein Supermarkt ist zentral in den Ort gezogen. Baukultur ist ein Standortfaktor für Versorgungseinrichtungen.

Meine Erkenntnis dazu ist, dass die Funktion, die früher die Kirche (heute oft ja nur noch eine leere Hülle), mit benachbartem Wirtshaus (das vielerorts längst aufgegeben wurde), im Ort übernommen hat, nämlich Identifikations- und Treffpunkt zu sein, heute von anderen Gebäuden übernommen werden muss: Bürger- und Gemeinschaftshäuser für Jung und Alt mit stadträumlichen und baulichen Qualitäten.

Man könnte nun meinen, alles ist gut. Das ist es tatsächlich nicht. Ich erkenne vielfältigen Handlungsbedarf, mit dem sich die Bayerische Architektenkammer und auch die Berufsverbände auseinandersetzen müssen. Sechs Punkte habe ich besonders identifiziert:

Manche Kommunen haben die Thematik verstanden und würden gerne so arbeiten, dürfen aber seitens der Kommunalaufsicht nicht, weil sie finanzschwach sind. Baukultur ist keine Pflichtaufgabe. Es scheitert oft bereits an den Kosten für einen Wettbewerb. Es werden stets nur die reinen Kosten gesehen ohne den wirtschaftlichen Effekt, den Mehrwert, den eine gute Planung erzeugt. Baukultur also nur in finanzstarken Gemeinden? Ich finde das skandalös, und das muss geändert werden! Hier sollten wir einen Schulterschluss mit dem Gemeindetag versuchen.

Immer und immer wieder ist Überzeugungsarbeit zu leisten. Dabei bereitet mir Sorgen, dass wir einen Mangel an kleinen Büros auf dem Lande haben. Die Erfahrung zeigt, dass engagierte Büros vor Ort durch vorbildliches Bauen einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die öffentliche Meinungsbildung und die Kommunalpolitik haben.

Neben den RPW-Verfahren brauchen wir gerade in ländlichen Räumen den Aufgabenstellungen angepasste, niedrigschwellige Verfahren, bei denen das Thema Partizipation Berücksichtigung findet. Denn die Bürger wollen und sollen mitwirken. Das erhöht die Akzeptanz deutlich.

Uns fehlen qualifiziert besetzte Bauverwaltungen bei den Kommunen, die zusammen mit den freiberuflich Tätigen Visionen entwickeln und diese auch durchsetzen.

Fortbildungen für Kommunalpolitiker über die Bedeutung der Baukultur für die Orts- und Regionalentwicklung wären eine gute Sache.

Auch Tourismusexperten sollten sich mit moderner Baukultur (und nicht nur mit dem historischen Erbe) beschäftigen. Mit der Weinarchitektur funktioniert das ja bereits. Auch

bei der diesjährigen Preisverleihung des „Artouro“ in Regensburg wurden eindrucksvolle Beispiele vorbildlicher Urlaubsarchitektur nominiert und ausgezeichnet. Die Stadt Celle hat beispielsweise eine eigene Homepage für Neues Bauen. Hier wird Bezug auf das Bauhaus genommen. Tourismusführer für moderne Architektur, die von Tourismusinformationen zielgruppenorientiert vermarktet werden, wären eine gute Sache. Für Oberfranken haben wir beispielsweise mit den beiden bereits erwähnten Büchern eine nützliche Vorarbeit geleistet.

Ich komme zum Schluss: Lassen Sie uns gemeinsam daran arbeiten, mit Baukultur mehr Lebensqualität im ländlichen Raum zu schaffen, denn Baukultur ist mehr als ein „Sahnehäubchen“: Sie ist notwendig und kein Luxus! Deshalb müssen auch finanzschwache Kommunen daran teilhaben können. Lassen Sie uns den ländlichen Raum auch durchaus neu Denken, denn die Digitalisierung eröffnet Chancen für neue Arbeitsplätze, weil der Standortnachteil oft schwieriger Mobilitätsbedingungen kompensiert werden kann.

Wenn der ländliche Raum mit dazu beitragen soll, die Verdichtungsräume zu entlasten – und das ist aus meiner Sicht eine Notwendigkeit (vergl. Positionspapier der BDA „Polyzentralität stärken“) – brauchen wir umso mehr vitale Gemeinden mit einer lebendigen Ortsmitte, mit einem prägenden Ortsbild und mit Aufenthaltsqualität im öffentlichen Raum, ebenso qualitätvolle zukunftsfähige Wohnmöglichkeiten und Angebote der Daseinsversorgung. Baukultur in diesem Sinne bildet den wichtigen Rahmen für mehr Lebensqualität und Attraktivität auf dem Land. Dies ist eine Grundlage für die Entwicklung von Wirtschaft und beispielsweise auch niederschwelligem Tourismus in einer Gemeinde. Damit kann eine Aufwärtsspirale in Gang gebracht werden.

Baukultur ist eine Chance und kann ein wesentlicher Erfolgsfaktor für den ländlichen Raum sein! Das ist eine gesellschaftliche Aufgabe, zu der wir Architekten und Planer einen ganz wesentlichen Beitrag bei der Vermittlung und Umsetzung zu leisten haben – man muss es uns aber auch ermöglichen, und es muss unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten leistbar sein – aber das ist ein anderes Thema!

Lassen Sie uns auch in Zukunft qualitätvolle Architektur entwerfen. Wie formulierte es Jaques Herzog in der Süddeutschen Zeitung vom 15. November 2019: „Nachhaltig ist ein Haus erst, wenn es angenommen, gerne benutzt und vielleicht sogar geliebt wird. Dann wird es beschützt und erhalten. Von Generation zu Generation. Häuser müssen deshalb auch schön sein. Sie müssen den Menschen gefallen.“

AUS DIALOG WIRD STADT: WIR MÜSSEN REDEN!

Rachel Bergmann

Die von der Arbeitsgruppe Städtebau des BDA Bayern konzipierte Tagung „Aus Dialog wird Stadt: Wir müssen reden!“, die am 24. Oktober 2019 in Kooperation mit der Evangelischen Akademie in Tutzing stattfand, beschäftigte sich mit der Schlüsselrolle der Kommunikation im Städtebau. Dazu kamen Vertreter der beteiligten Akteursgruppen dreier städtebaulicher Projekte unterschiedlicher Größenordnung und Entstehungsgeschichte zu Wort: Architekten, Bewohner, Vertreter der Bauverwaltung, aus Politik und Quartiersmanagement, die den Tagungsteilnehmern von ihren Erfahrungen berichteten.

Viele Herausforderungen für den modernen Städtebau sind strukturellen Einflussfaktoren, aber auch einer zunehmenden Fragmentierung der Gesellschaft geschuldet, erklärte Judith Stumptner, Tagungsleiterin der Evangelischen Akademie Tutzing. So erhöht die zunehmende Aufspaltung von Interessen und Identitäten ebenso die professionellen Anforderungen an Architekten und Stadtplaner, betonte Eberhard Steinert, stellvertretender Landesvorsitzender des BDA Bayern: Neben ihrer Kernaufgabe des Planens und Bauens müssen sie die Interessen der unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen kanalisieren und in ihre Arbeit einfließen lassen. Alleine die steigende Bürgerbeteiligung als Symptom des Wandels unseres gesellschaftlichen Selbstverständnisses, in dem oktroyierte Entscheidungen immer weniger akzeptiert werden, stellt einen neuen Kommunikationskomplex dar, der ein professionelles Management erfordert. Dies stellt Verwaltungen und Planer vor große Herausforderungen.

Der einleitende Vortrag von Julian Nida-Rümelin über die „Ethik der Stadt“ versorgte die Tagungsteilnehmer mit einer fundierten Reflexionsgrundlage für die vorgestellten Projekte. Die zugrundeliegende Frage nach den Voraussetzungen für ein gutes Zusammenleben sei eine der ältesten Fragen der Philosophie. Vor allem eine Beschäftigung mit der platonischen Tugend „Sophrosyne“ (griech. Besonnenheit) könne bei der Definition einer zeitgemäßen Rolle aller an der Stadtentwicklung Beteiligten hilfreich sein. Sie zielt auf die Einsicht ab, dass Individuen unterschiedliche Fähigkeiten haben, die sie in die Gestaltung von Gesellschaft einbringen können und wollen, woraus sich die berechtigte Forderung nach einer gegenseitigen und wertschätzenden Anerkennung der Expertise des Anderen ableiten lässt. Für Architekten und Stadtplaner stellt sich somit die Frage, wie sie den Bürgern wieder mehr Vertrauen in ihr Fachwissen vermitteln können. Gleichzeitig sind sie gefordert, die Bürger ihrerseits als Kapazitäten in Bezug auf ihre eigenen Lebensentwürfe zu achten.

Der Anspruch der Bürger sich einzubringen, kam der Realisierung des Projekts „Altes

Garmisch neu belebt“ zugute. Nachdem der Bau eines Hotels auf einem zentralen städtischen Grundstück in Garmisch-Partenkirchen per Bürgerentscheid abgewehrt wurde, verkaufte die Stadt das Grundstück nicht an den meistbietenden Investor, sondern vertraute der Idee des Initiators einer Baugemeinschaft für ein durchmischtes und familienfreundliches Stadtquartier. Zum guten Ergebnis trug auch eine durch den Initiator effektiv organisierte Kommunikation zwischen Baufamilien, Architekten und Verwaltung bei, da sie einen stringenten Bauprozess ermöglichte. Allerdings wären aus Sicht der Baufamilien mehr Transparenz sowie ein unabhängiges, professionelles Kostenmanagement wünschenswert gewesen – das Gelingen des Projekts sei für sie schließlich eine Existenzfrage gewesen.

Auch der Bau des Ostermeierquartiers in Regensburg ging auf einen Bürgerentscheid für die Entwicklung des Grundstücks zurück. Das Votum für den Entwurf fiel in einem kooperativen Wettbewerb, allerdings wurde das Grundstück dann höchstpreisbietend verkauft. Eine Entscheidung, die heute wohl anders ausfallen würde, wie Tanja Flemmig, stellvertretende Amtsleiterin des Bauordnungsamts Regensburg, betonte. Die versprochene Umsetzung der Leitdetails des Entwurfs wurde im Nachhinein mit anwaltlicher Hilfe unter Verweis auf „drohende Bauschäden“ verhindert und auch im Übrigen schritt der Investor weitestgehend ohne Beteiligung von Verwaltung und Architekt in der Umsetzung fort – was gravierende Probleme in der Qualität der Ausführung nach sich zog. Der gelungene, robuste Städtebau könne dies allerding aushalten.

Am dritten Projekt, der Seestadt Aspern in Wien, wurde deutlich, welche Aspekte bei der professionellen Umsetzung einer Stadtplanung in dieser Größenordnung entscheidend sind. Unter der Prämisse der Verpflichtung gegenüber dem Gemeinwohl wird der Prozess der Stadtbildung von einem professionellen Quartiersmanagement begleitet, welches frühzeitig gemeinschaftsbildende Initiativen unterstützt sowie die (künftigen) Bewohner mit Information und Orientierungshilfen versorgt. Zudem wurde deutlich, dass eine gelungene Stadtentwicklung nur mit Hilfe einer kompetenten Planung und einer langfristigen Strategie möglich ist.

In der durchwegs angeregten Diskussion war man sich unter allen beteiligten Akteuren einig, dass eine starke räumliche Idee eine der wesentlichen Grundvoraussetzungen für eine gemeinsame Projektarbeit darstellt. Um diese zu finden, ist ein Planungswettbewerb das geeignete Instrument. Ein zweites zentrales Element ist eine strukturierte, professionelle und vertrauensvolle Kommunikation.

Viele Wege können zu einem konstruktiven Zusammenwirken von räumlicher Idee und dem geeigneten Kommunikationsweg für eine gelingende Stadtplanung führen. Um diese Vielfalt der Varianten für alle Beteiligten und künftige Projekte nutzbar zu machen, wäre es wünschenswert, im Rahmen von Projektdokumentationen die

jeweils zurückliegenden Prozesse zu reflektieren, zu sammeln, auszuwerten und vor allem für künftige Projekte nutzbar zu machen.

BDA-STIPENDIUM KREISVERBAND WÜRZBURG-UNTERFRANKEN

Rainer Kriebel

Zum nunmehr sechsten Mal wurde das BDA-Stipendium des Kreisverbandes Würzburg- Unterfranken vergeben.

Der Stipendiat Moritz Hahn von der Hochschule Würzburg verwendete das Stipendium über 1.500,00 EUR für eine Reise durch Spanien, Ägypten und Jordanien unter dem Blickwinkel „Der islamische Raum – Architektur und Kontext". Ausgestattet mit einer alten analogen Spiegelreflexkamera, Skizzenheft und Stiften erarbeitete er sich ein über 100-seitiges Büchlein mit Fotografien, Skizzen, Reflexionen. Er führte ein Interview mit dem jordanischen Architekten Ammar Khammash, der mit dem Global Award for Sustainable Architecture 2019 ausgezeichnet wurde.

Die autarke Herangehensweise, über offenes Wahrnehmen sich ein Thema zu erarbeiten, Erfahrung zu sammeln, erinnert an die Grand Tours der Bildungsreisenden seit dem 17. Jahrhundert und hat, wie die zuhörenden Mitstudenten, Professoren und BDA-Mitglieder im gut besetzten großen Hörsaal der Hochschule Würzburg erleben durften, auch noch seinen Platz im 21. Jahrhundert.

Positiver Nebeneffekt des Stipendiums ist der ständige Kontakt und Austausch zwischen BDA-Kollegen, Studierenden und Lehrenden als generationenübergreifendes Miteinander an gelebter Baukultur.

■ **Berufshaftpflicht**

SICHERHEIT
für Architekten & Ingenieure

T: (089) 64 27 57-0 | www.asscura.de

ass cura®

Architekten- & Ingenieur
Assecuranzmakler GmbH

FÖRDERBEITRÄGE 2019

Der BDA Bayern dankt folgenden Mitgliedern für die Unterstützung der Arbeit des Verbandes:

Gunter Henn
Henn GmbH

Rainer Post
Doranth Post Architekten GmbH

Rudolf Hierl
Architekt BDA DWB

Axel Altenberend
DMP Architekten

Georg Brechensbauer
Brechensbauer Weinhart + Partner

Christian Brückner und Peter Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Henning Dickhoff
a+p Architekten

Thomas Eckert
Dömges Architekten AG

Robert Fischer
Dömges Architekten AG

Eric Frisch
Dömges Architekten AG

Robert Hösle
Behnisch Architekten

Rainer Hofmann und Ritz Ritzer
Bogevischs Büro GmbH

Ludwig Karl
karlundp

Johannes Müller
H2M Architekten

Hans Nickl
Nickl & Partner Architekten AG

Wolfgang Obel
Obel-Architekten GmbH

Amandus Samsøe Sattler
Allmann Sattler Wappner Architekten GbR

Peter Schwinde
Schwinde Architekten

Ludwig Wappner
Allmann Sattler Wappner Architekten GbR

Claus Weinhart
Brechensbauer Weinhart + Partner

Philipp Auer
Auer+Weber+Assoziierte GmbH

Moritz Auer
Auer+Weber+Assoziierte GmbH

Stephan Suxdorf
Auer+Weber+Assoziierte GmbH

Stefan Niese
Auer+Weber+Assoziierte GmbH

Peter Ackermann
Ackermann Architekten

Anne Beer
Beer Bembé Dellinger Architekten und Stadtplaner

Felix Bembé
Beer Bembé Dellinger Architekten und Stadtplaner

Manfred Blasch
Blasch Architekten Regensbnurg

Sebastian Dellinger
Beer Bembé Dellinger Architekten und Stadtplaner

Peter Dürschinger
Dürschinger Architekten

Michael Feil
Michael Feil Architekten

Volker und Wolfram Heid
Heid + Heid Architekten BDA PartmbH

Michael und Matthias Hetterich
Hetterich Architekten BDA

Markus Hilpert
Architekturbüro

Wolfgang Illig
Illig Bauer + Assoziierte

Martin Kopp
F64 Architekten PartGmbH

Peter Kuchenreuther
Kuchenreuther Architekten/Stadtplaner

Eckhard Kunzendorf
Architekt

Walter Landherr
Landherr Architekten

Philip Leube
F64 Architekten PartGmbH

Rainer Lindermayr
F64 Architekten PartGmbH

Christoph Maas
Architekturbüro GmbH

Thomas Meusburger
F64 Architekten PartGmbH

Stephan Walter
F64 Architekten PartGmbH

Jürgen Zschornack
K+P Planungsgesellschaft mbH

ROBERT GERUM VERSTORBEN

Karl Rubner

Mit dem im Oktober 2019 verstorbenen Robert Gerum verliert die Schwäbische Architektenschaft einen jener Kollegen, die ganz als Sachwalter ihrer Bauherrn mit hohem Qualitätsbewusstsein Planung und Ausführung abwickelten und dem Bau im Allgemeinen nach 1950 wichtige Impulse gaben. Eine breite Fächerung der realisierten Objekte zeigt das universale Bemühen zur Verwirklichung neuzeitlicher Bauten auf.

Robert Gerum war nach dem Studium bei Fritz Kempf und Wilhelm Wichtendahl in Augsburg sowie Alexander Freiherr von Branca in München tätig, bevor er sich nach kurzer Partnerschaft mit Adolf Kreuzer freischaffend mit eigenem Büro in Augsburg niederließ. 1961 wurde die „Projektgruppe Bau“ zusammen mit Karl Rubner und dem Bildhauer Reinhold Grübl gegründet, die insbesondere im Bereich des Kirchenbaues zahlreiche Werke schuf.

Die Vielzahl der Bauaufgaben, meist als Wettbewerbserfolge in Auftrag genommen, reichten von richtungsweisenden Schulbauten, beginnend mit der Hauptschule in Hochzoll Nord und Ichenhausen über Bobingen und der mit einem BDA Preis gewürdigten Realschule in Bobingen bis zum Gymnasium in Friedberg und dem Gymnasium Maria Stern in Augsburg.

Erwähnenswert sind auch Umwidmungsmaßnahmen im denkmalgeschützten Bereich, wie beispielsweise der Umbau des Unteren Schlosses in Ichenhausen zum Bayerischen Schulmuseum und des Rosskammhauses zur Stadtbibliothek, die Umwidmung der Lassignykaserne in Neuburg zu einem militärischen Kartenlager sowie die sensiblen Einfügungen im Kloster Maria Stern in Augsburg, im klösterlichen Altersheim in Bergheim und im Klausurgebäude in Augsburg.

Eine besondere Rolle spielten der Bau der Stadthallen in Lindau und Bobingen. Eine völlig konträre Aufgabenstellung war ein 65 Meter hoher NATO-Platzkontrollturm mit höchstkomplizierter technischer Ausstattung und neuartiger Bautechnik am NATO-Flugplatz in Manching. Und größte Sorgfalt beanspruchte die städtebaulich schwierige Neugestaltung des Pflegeheimes St. Margareth in Augsburg in Zusammenarbeit mit den ehemaligen BDA-Kollegen Roland Reischl und Wolfgang Ohnmeiß aus Augsburg.

Zu Gerums Repertoire gehörten selbstverständlich auch Wohnbauten und Einfamilienhäuser, nicht unerwähnt bleiben soll sein eigenes Haus in Göggingen sowie Geschäftshäuser und Renovierungsarbeiten für die Buchegger Stiftung beim schwäbischen Architekturmuseum und dem Eckegebäude in Augsburg.

Die architektonische Hauptaufgabe der Projektgruppe um Robert Gerum war zweifelsohne der Bau sakraler Räume, der in der Ausstellung „Zeichen des Aufbruchs – Kirchenbau und Liturgiereform im Bistum Augsburg seit 1960“ thematisiert wurde. Gerum und seinen Mitstreitern wurde hier eine avantgardistische Rolle zugesprochen. Der Werdegang neuer Formen des Kirchenbaus wurde aufgezeigt, beginnend in Nordendorf über Nordheim, Klingsmoos, Offenhausen, Bergheim, Baldham bis nach Steppach, Günzburg, Au bei Illertissen, Neuforstenried, Christi Himmelfahrt in Kempten (mit dem BDA Preis ausgezeichnet) und endend mit der Stadelkirche in Oberbernbach mit multifunktionalen Möglichkeiten.

Gerum sah als vielseitig interessierter Mensch selbstverständlich über den Tellerrand der Architekturszene hinaus und war sowohl für den BDA Kreisverband als auch für die Kammer tätig. Vor seinen Mitarbeitern erschien er stets Pfeife rauchend im weißen Arbeitskittel und dem legendären 6 B Stift. Dieses Bild wird mit seinem Namen verbunden bleiben. Mit seinem Tod, nur kurz nach dem seiner Frau, ist uns ein Kollege verloren gegangen, der über Jahrzehnte das Architekturgeschehen in Schwaben eindrucksvoll geprägt und gestaltet hat. Robert Gerum wurde 90 Jahre alt.

HÖCHSTE ZEIT

Monica Hoffmann

Der Essay ist eine Provokation. Kitsch als eine ästhetische Frage ist uns ja geläufig. Moralischer Kitsch mag auch noch einleuchten, aber politischer Kitsch? Was hat Kitsch in der Politik zu suchen? Nichts. Gar nichts. Und habe dennoch, so der Publizist Alexander Grau, Hochkonjunktur, ausgehend von NGOs aller Art. Ihr moralischer Kitsch, geprägt von Vorurteilen, Empörung, Gefühligkeit, Verharmlosungen etc., bediene sich ebenso kitschiger ästhetischer Bekundungsrituale, um massentauglich zu sein. Das funktioniere prächtig. Mit dem Resultat, dass sich dem auch Politiker nicht mehr entziehen könnten, um als ebenso mitfühlende und sorgende Menschen wahrgenommen zu werden. Zu

deren Lieblingsvokabular zählten soziale Gerechtigkeit, Wertegemeinschaft, Solidarität. Ja, so oft schon gehört und in gefühlvollen Ritualen präsentiert. Das war's dann meist auch schon. Und ausgerechnet wir Deutschen würden uns – so Grau – besonders in die Sehnsucht nach einer heilen Welt flüchten.

Kitsch zu definieren ist schwierig, manche sagen, gar unmöglich. Doch einig ist man sich darin, dass Kitsch immer etwas mit Verlogenheit zu tun hat. So ist Kitsch auch für Grau Lüge oder anders ausgedrückt: „Kitsch ist Weltflucht im Jargon der Eigentlichkeit." Und das sei Kitsch von Anfang an gewesen. Seinen Ursprung habe er zwar in der Religion und ihrer Verklärung des Jenseits, sei aber erst so richtig erfunden worden vom Bürgertum, aufbauend auf dessen Ideologie der Romantik. Sie habe dem Kitsch als Massenphänomen der Moderne den Boden bereitet.

Obwohl man meinen könnte, dass nach den Jahrzehnten des totalitären Kitsches in seinen faschistischen und kommunistischen Varianten des vorigen Jahrhunderts die Vernunft gegenüber der Emotionalisierung obsiegen würde, sei genau das Gegenteil eingetreten. Während Kitsch bislang dazu diente, eine Kluft zwischen Realität und Ideologie zu überwinden, sei nun das Denken selbst kitschig. Heute lebten wir mit dem absoluten Kitsch verklärter Ideale. Wer dagegen Realismus, Pragmatismus und Abwägung einfordere, werde zum Feind erklärt. Und das in unserer komplexen, global agierenden und hoch technisierten Gesellschaft! Jetzt verstehe ich, dass ein sechszehnjähriges Mädchen in Sachen Klimaschutz in kürzester Zeit weltweit mehr Gehör findet als alle hochkarätigen Wissenschaftler, die sich seit Jahrzehnten mit dieser Problematik befassen und immer wieder auf die Folgen der Erderhitzung hinweisen.

Grau schreibt flüssig, gut verständlich und kann den Leser fesseln. Den einen mag es kalt erwischen, den anderen an seinen eigenen Vorstellungen hier und da zweifeln lassen, den dritten bestätigen, der schon immer ahnte, dass in der öffentlichen Diskussion etwas nicht stimmt. Auf jeden Fall macht der Essay wachsam, selbst wenn man nicht mit allen Aussagen einverstanden sein mag. Eines ist jedoch klar: Umweltschutz, Frieden und Humanität lassen sich nicht allein mit Emotionalität und Empfindsamkeit verwirklichen. Dazu bedarf es genauso eines klaren Verstandes. „Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer", so der Titel einer Radierung von Francisco de Goya. Berühmt geworden ist er in den 1980er Jahren. Schon vergessen? Ja, Kitsch ist gefährlich. Ich empfehle die Lektüre des Buches von Alexander Grau.

Grau, Alexander: Politischer Kitsch. Eine deutsche Spezialität. Claudius-Verlag, München 2019

RANDBEMERKT

Der **Wettbewerb GEPLANT+AUSGEFÜHRT** honoriert als einziger Preis die hervorragende Zusammenarbeit von Architekten/Innenarchitekten und Handwerkern, die zu erstklassigen Bauprojekten geführt hat. **Bis 22./29. Januar 2020 können Sie sich als Architekt|in/ Innenarchitekt|in oder Handwerker zusammen als Team für den Wettbewerb bewerben.** Aus allen eingereichten Projekten wählt eine Fachjury aus Vertretern des Handwerks, Architekten und Innenarchitekten 30 Projekte aus, die in einer Sonderausstellung vom 11. bis 15. März 2020 auf der IHM präsentiert werden. Im Anschluss ist die Sonderausstellung als Wanderausstellung in verschiedenen anderen Städten zu sehen. Drei der 30 ausgewählten Projekte werden mit Preisen ausgezeichnet und weitere neun

Projekte erhalten eine Auszeichnung. Preise und Auszeichnungen werden auf der IHM, Internationalen Handwerksmesse, am 12. März 2020 vergeben. Haben Sie in den letzten Jahren ein solches Projekt fertiggestellt oder waren Partner in einem solchen Projekt? Dann reichen Sie es doch ganz unkompliziert „online" bei GEPLANT+AUSGEFÜHRT ein.

Anlässlich des **100-jährigen Jubiläums des Freistaats** zeigt die **Ausstellung „WOHNUNGEN, WOHNUNGEN, WOHNUNGEN! Wohnungsbau in Bayern 1918 | 2018"** in einer Retrospektive die Entwicklung sozialen Wohnens in Bayern und die wechselhafte Geschichte des sozialen Wohnungsbaus von 1918 bis 2018. Seit ihrer Eröffnung im März 2018 ist die Ausstellung des Bayerischen Staatsministeriums für Wohnen, Bau und Verkehr durch die Regierungsbezirke Bayerns gewandert. Nach Stationen in München, Landshut, Augsburg, Würzburg, Ansbach, Weiden, Nürnberg, Freising und Ingolstadt macht die Ausstellung im **Foyer des Bayerischen Bauministeriums**, am Franz-Josef-Strauß-Ring 4, in 80539 München ihren letzten Halt zum feierlichen Abschluss des Wanderzyklus. Die Ausstellung ist **bis 16. Januar 2020** jeweils von 10:00 bis 18:00 Uhr zu sehen. Der Eintritt ist frei.

Das neu geplante **„Zentrum für Architektur" in Augsburg** nimmt Gestalt an: Das Architekturmuseum Schwaben erhält einen Ergänzungsbau. Bislang befindet sich das Museum im ehemaligen Wohnhaus des Architekten Arno Buchegger und soll durch den Erweiterungsbau u.a. zusätzliche Fläche für Ausstellung und Seminare erhalten. Das begrenzte Wettbewerbsverfahren konnten **Mäckler Architekten** für sich entscheiden. Das Preisgericht goutierte den ausdrucksstarken Baukörper, der ideal mit dem umgebenden Stadtraum harmoniere und ein markantes, aber unaufdringliches Zeichen im historischen Ensemble des Thelottviertels setze.

Um die Gemeinden bei der Stärkung ihrer Ortskerne und beim Flächensparen noch intensiver zu unterstützen, hat der **Freistaat Bayern die Förderinitiativen „Innen statt Außen" und „Flächenentsiegelung"** ins Leben gerufen, die seit 2018 erfolgreich im Rahmen der Städtebauförderung umgesetzt werden. „In ganz Bayern lautet das Gebot der Stunde: Innenentwicklung vor Außenentwicklung! Dabei stehen wir den Kommunen als Partner zur Seite und stärken sie mit **rund 100 Millionen Euro pro Jahr**", so Bayerns Bauminister Hans Reichhart. „Mit unseren Förderangeboten wollen wir engagierten Gemeinden unter die Arme greifen, die brachliegende Flächen und Leerstand reaktivieren möchten. Denn Brachflächen und Baulücken im Ort bieten ein großes Potential: Zum einen beanspruchen wir durch die Revitalisierung von Brachflächen keine neuen Flächen. Zum anderen füllen wir Ortskerne mit Leben.
So steigert man die Lebensqualität vor Ort und schont gleichzeitig die Umwelt. Besser geht's nicht!", so Bayerns Bauminister. Im Rahmen dieser Förderinitiative belohnt der

Freistaat ebenso besonderes Engagement in der Vermeidung von gegenläufigen neuen Flächenausweisungen. Mit der Förderinitiative „Flächenentsiegelung“ erhalten die Gemeinden durch eine bayerische Entsiegelungsprämie gezielte Unterstützung, befestigte oder brachliegende Flächen dauerhaft zu entsiegeln und für neue Nutzungen zu aktivieren.

Die **Expertenkommission „Nachhaltige Baulandmobilisierung und Bodenpolitik“ (Baulandkommission)** unterstützt Gemeinden bei den besonderen Herausforderungen ihrer Bauleitplanung. „Die Kommunen müssen bei ihren Planungs- und Investitionsentscheidungen die regionalen Auswirkungen des Klimawandels unbedingt berücksichtigen. Klimabedingte Risiken müssen bei städtebaulichen Konzepten unbedingt vermieden werden, Hochwassergefahren sollten mehr im Fokus stehen. Gleichzeitig muss, insbesondere in den Ballungsräumen, der notwendige Wohnraum geschaffen werden“, sagte Bayerns Bauminister Dr. Hans Reichhart. Das Bauministerium steht den Kommunen zur Seite und gibt in der Fortschreibung der „Planungshilfen für die Bauleitplanung“ **Hinweise zu den speziellen Anforderungen des Klimaschutzes**, **der Biodiversität, des Flächenverbrauches sowie zur Beschleunigung von Bauleitplanverfahren**. Das umfangreiche Nachschlagewerk richtet sich besonders an Planer und Kommunen.

Der aufrechte Gang könnte eine **europäische „Erfindung“** sein. Vor fast zwölf Millionen Jahren war in der Region des heutigen **Unterallgäus** ein Menschenaffe unterwegs, der zumindest zeitweise auf zwei Beinen stand. Der auf Knochenfunden beruhende Befund wirft ein neues Licht auf die Evolution der Zweibeinigkeit.

Zusammengestellt von Erwien Wachter

IMPRESSUM

Herausgeber:
Bund Deutscher Architekten BDA
Landesverband Bayern
Türkenstraße 34
80333 München

Die BDA Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr.

Redaktion:
Dipl.-Ing. Erwien Wachter (V.i.S.d.R.), Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, Dipl.-Ing. Michael Gebhard, Dipl.-Päd. Monica Hoffmann, Dr.-Ing. Irene Meissner, Dr.-Ing. Cornelius Tafel

Autoren:
Rachel Bergmann, B.A., Oderding; Dipl.-Ing. Andreas Grabow, Nürnberg; Dr. phil. Alexander Grau, freier Kultur- und Wissenschaftsjournalist, München; Dipl.-Ing. Rainer Kriebel, Würzburg; Prof. Dr.-Ing. Hartmut Niederwöhrmeier, Nürnberg; Dipl.-Ing. Ulrich Karl Pfannschmidt, Gerbrunn; Dipl.-Ing. Karl Rubner, Kaisheim; Dipl.-Ing. Hans Schuller, Augsburg

Für den Inhalt der Beiträge sind ausschließlich der jeweilige Autor und die jeweilige Autorin verantwortlich.

Layout: Sabine Seidl
Textredaktion und Gestaltung: Monica Hoffmann
Druck: Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Umschlag: 170 g/qm Fedrigoni Woodstock Noce FSC
Schrift: Frutiger

Einsendungen werden an den BDA Bayern erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN